JAHRGANG 6, HEFT 3/4

NEUE BÜCHER

EIN BÜCHERBLATT

FÜR VOLKSBIBLIOTHEKARE

A. M. Tränkler

LUDWIG RÖHRSCHEID
BONN

Dieses Heft wurde zusammengestellt unter Leitung von Dr. W. Winker, Direktor der Städtischen Volksbüchereien, Düsseldorf

Inhalts-Verzeichnis

*

Verantwortlich für den Gesamtinhalt Ludwig Röhrscheidt, Bonn, für die einzelnen Beiträge die Verfasser. Druck Konrad Triltsch in Würzburg.

Von „Neue Bücher" erscheinen im Jahre 6 Hefte im Umfang von 1—2 Bg. zum Preise von Mk. 1.80 bei portofreier Zusendung.
ab 3 Stück je Mk. 1.50 einschl. Porto
ab 10 Stück je Mk. 1.20 einschl. Porto

NEUE BÜCHER

BESPRECHUNGEN VON NEUERSCHEINUNGEN
HERAUSGEGEBEN VON DER
FREIEN ARBEITSGEMEINSCHAFT
DEUTSCHER VOLKSBIBLIOTHEKARE

JAHRGANG 6 / HEFT 3/4

I. WELTKRIEGSDICHTUNG

VON DR. PAUL ENGELS
DÜSSELDORF

War schon immer das Kriegs- und Kampferlebnis einer der fortzeugendsten Impulse der Dichtungsgeschichte, so mußte gerade die längst vorgeahnte Katastrophe von 1914 alle gestaltenden Kräfte auf den Plan rufen. Im Zeitlichen lassen sich Stufungen der Intensität des Interesses unterscheiden: Die Vorahnung, dann die Spiegelung des unmittelbaren, meist noch nicht völlig ausgereiften Eindrucks, dann das gelähmte Schweigen des seelischen Entspanntseins nach dem Erlebnis, und nun, nach rund zehnjähriger Pause, das plötzliche Neuerwachen des Interesses an der Gestaltung des geläuterten Erlebnisses durch die daran gereifte Dichterpersönlichkeit und die Frage nach dem „Warum', nach Bewertung dessen, was geschah.

Eigenartig ist, wie verschieden die Nationen reagierten. Deutschland, Frankreich und allenfalls Rußland spiegeln den tiefen Eindruck der Ereignisse wieder, Holland ist gänzlich unberührt, England scheint jetzt erst mit Mottram: „Der spanische Pachthof" zu erwachen — bisher konnte man hier nur auf Shaws Vorrede von „Haus Herzenstod" und Douglas Goldrings „Das Glück" hinweisen, — Amerika hat jetzt den „Drei Soldaten" von Dos Passos das Werk von Wharton „Squab" hinzugefügt und Italien bietet neben Borgeses „Rubè" kaum etwas, was nicht durch Pathos und Schönrednerei oder durch die Folgeereignisse nachteilig beeinflußt wäre, auch das von Gutkind übersetzte Buch von Borgese mit einer Dekadent-Gestalt, die an „Ginster" gemahnt, ist kein rechtes Kriegsbuch. Rußland zeigt meist antimilitaristische Tendenz. Eindrücke von der Front vermitteln Andrejews „Das Joch des Krieges" und die Erinnerungen des Obersten K. M. Oberutschew „Die Morgenröte". Als Darstellung derselben Verhältnisse aus der Hand eines Chirurgen darf wohl hier sogleich angeschlossen werden: Walter von Wyß „Als Arzt einer russischen Ambulanz". Nur in Frankreich und Deutschland haben sich die Kriegsvorgänge als besonders ergiebiges Stoffgebiet erwiesen mit ihrer Lebens- und Todesnähe und einem Chaos menschlicher Beziehungen.

Lange bevor das kommende Unheil für alle Augen sichtbar wurde, hatten es Sehernaturen erfühlt. Ob wir blicken auf die zu Kriegsbeginn ge-

schriebenen Gedichte von Jules Roman, von Léon Werth, oder auf die ahnungsschwere Vorkriegsdichtung unseres Landes, auf Burtes „Patrizia"-Sonette, seinen „Wiltfeber", auf Ludwigs „Die Sieger", auf Schickeles „Benkal", auf Karl Hauptmanns „Krieg ein Tedeum" oder auf die ganze Reihe der Zukunftsromane von Niemann, Sandt, Grautoff, Seeliger, Freyer, alle sind sie irgendwie symptomatisch, tragen sie die Sturmzeichen ihrer Epoche.

Von der Hochflut der Dichtung zu Kriegsbeginn ist wenig erwähnenswert. Die ganze Trostlosigkeit der daheimgebliebenen Frauen formt die Viebig in den „Töchtern der Hekuba", während Flex, dessen Briefe wertvolle Zeitdokumente sind, im „Wanderer zwischen beiden Welten" erstmalig das jetzt gerade wieder voll wirksame Erlebnis des Kriegsfreiwilligen gestaltet. Das schon früh Objektivität anstrebende Buch: „Unteroffizier Hartmann" von Kesser schildert den Kriegsbeginn von der Front aus, Karl Hauptmanns „Aus dem großen Kriege" und „Kathedrale" von der Heimat aus. Viele jetzt halb- und ganzvergessene Kriegsbücher eines Ompteda, Lienhard, Gottberg, Molo, Geißler, Handel-Mazzetti, Blunck, Schieber und Dörfler stammen aus diesen Tagen.

Nach Beendigung des Krieges folgten Aufzeichnungen und Dichtungen, die die Dauer des Krieges oft mit Vorkriegszeit und Revolution erfaßten, z. B. die tendenzlosen Erlebnisse des Arbeitssoldaten Beradt „Schipper an der Front", Bindings eindringliche Tagebücher und Briefe „Aus dem Kriege", voll edler Männlichkeit und Wahrhaftigkeit, Witkops Sammlung von „Kriegsbriefen gefallener Studenten", Carossas „Rumänisches Tagebuch", ein Buch voll großer Güte und Humanität, das einfache „Tagebuch eines Richtkanoniers" von Siegert, die schlichte erste Gestaltung des Erlebnisses des Artilleristen, oder die beiden Bücher über Seekriegstaktik und Heldentum unserer blauen Jungens: Spieß „Sechs Jahre U-Bootfahrten" und Sauer „Die Höllenmaschine im U-Boot". — Wie Frenssens Bücher, dessen Kolonialkriegsbuch „Peter Moors Fahrt nach Südwest" ein Gegenstück im „Pastor von Poggsee" fand, umfassen Grimms Werke Heimat und Kolonie, der „Gang durch den Sand" schildert Deutsch-Südwest zu Kriegsbeginn, „Volk ohne Raum" Weserbergland und Industriegebiet und die Weiten des Koloniallandes, Bismarck-Zeit, Weltkrieg, Revolution und Nachrevolution in der Entwicklung eines deutschen Schicksals in den letzten vier Jahrzehnten in engem Anschluß an die politischen Machtkomponenten der Zeit. — Den Krieg im Graben, Granattrichter und Unterstand schildern zwei Vertreter des sog. „Neuen Nationalismus", Jünger und Schauwecker, Jünger in „Kampf als inneres Erlebnis", „In Stahlgewittern", „Feuer und Blut", „Das Wäldchen 125", Das „abenteuerliche Herz", Schauwecker in „So war der Krieg" (Kampfaufnahmen), „Frontbuch" (früher: „Im Todesrachen") und „Der feurige Weg".

Bei allen bisher angeführten Erzeugnissen kann von einer direkten Kriegsgegnerschaft nicht die Rede sein, wenn auch die Tatsachen oft deutlich genug sprechen. Aber sie fehlte nicht und machte sich trotz strenger Zensur schon zu Anfang des Krieges geltend. Die „Weißen Blätter" und die „Europäischen Bücher" sind Belege dafür. Auch die dramatische Produktion wurde rasch erfaßt. Während sich Ernsts „Preußengeist", Stilles „Twee Feldgraue" oder das erwähnte Shaw-Stück noch

auf mittlerer Linie halten, ist Goerings „Seeschlacht" vorsichtig pazifistisch; Hasenclevers „Antigone", Kaisers „Bürger von Calais", v. Unruhs „Ein Geschlecht" und sein „Opfergang" sind ausgesprochen kriegsgegnerisch. Alle überholt Tollers „Wandlung". Wie in Leonhard Franks Novellen wächst hier aus grauenhaft übersteigerten Gesichten unnennbarer Kriegsgreuel die Revolution. — Von der kriegsgegnerischen Epik ist Afféos „Massengrab" von der Balkanfront noch ziemlich unbekannt. Anders Barbusses „Feuer" und seine Fortsetzung „Klarheit", die die körperlichen und seelischen Leiden französischer Soldaten mit Zolas Sachlichkeit enthüllen. Barbusses Berühmtheit löste bei uns der schon erwähnte Dos Passos mit seinen „Drei Soldaten" ab. Drei typische Amerikaner kommen unabhängig voneinander in ihrem Heere zu demselben vernichtenden Urteil über den Militarismus. Stärkste Ablehnung ist auf deutscher Seite L. Franks „Der Mensch ist gut". Viel umstritten, oft getadelt, muß das Buch doch eine künstlerische Leistung und eine mutige Tat genannt werden. Niemand hat das fast Gleichzeitige so erfaßt. Die Psychoanalyse Freuds und der ganze flimmernde klang- und farbenreiche Stil des Impressionisten leihen dem Verf. die Mittel, das Mitleid des Lesers zu beschwören. Der Verf. gibt rasche, aber erschütternde Einblicke in die wunden Seelen der Opfer, sodaß man das Klirren der chirurgischen Instrumente, das Stöhnen aus den Transportzügen und das gellende Lachen der Kriegsirren zu hören glaubt. Ganz abgesehen von der Tendenzfrage wird sich eine auch noch so nationalistische Literaturgeschichtsschreibung eines Tages dazu aufschwingen müssen, auch diesen Erzeugnissen der ‚Dolchstoßliteratur' und was sie dazu rechnet, wenigstens in künstlerischer Beziehung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man halte z. B. nur Vogels „Es lebe der Krieg" dagegen, um Franks Künstlerschaft zu begreifen. In Frankreich findet sich ganz dasselbe: Jouve erklärt es für heilige Pflicht, die folgenden Generationen vor dem Geschick der Kriegsgeneration zu bewahren. Von seinen „Heures", „Poème contre le grand crime", „Vous êtes des hommes" liegt das letzte unter dem Titel „Ihr seid Menschen" in Übersetzung vor. Es spricht wie Martinets „Les Temps maudites", „Die Tage des Fluches", vom Krieg hinter der Front. Der französischen kriegsgegnerischen Lyrik, also z. B. Romain, Martinet, Vildrac, entsprechen in Deutschland nach Inhalt und Form wohl nur Werfels kraß kriegsgegnerische Dichtungen. Auf dem neutralen Boden der Schweiz traf man sich von beiden Seiten, um gegen den Krieg Front zu machen. Hier erschien neben manchem schon Genannten Grellings scharfes „J'accuse" und die beiden pazifistischen Kriegsromane der österreichischen Front: Kreuß, „Die große Phrase" und Latzko, „Menschen im Krieg" mit der Fortsetzung „Friedensgericht". In Frankreich darf neben Barbusse Rolland nicht vergessen werden mit seiner „Verzauberten Seele", Bd 3 „Mutter und Sohn", seinem „Clérambault", seinem „Peter und Lutz". War Johann Christoph ausgeklungen in froher Zuversicht, ist in „Peter und Lutz" der Krieg unentrinnbares Schicksal, so stellt Clérambault die Synthese her: aufgerüttelt durch den Krieg wird er Prophet einer zuversichtlich erwarteten Zukunft.

Nachdem die Wogen der Erörterungen des Für und Wider sich geglättet und Kriegsbegeisterung und Kriegshaß sich in Resignation gewandelt hatten, die der Literatur ganz anders geartete Stoffkomplexe als darstellungsreif zuführten, — und nachdem sich diese auch wieder

erschöpft haben —, da plötzlich, nach rund zehn Jahren, tritt eine Renaissance in der Darstellung des Kriegserlebnisses ein. Beginnen wir mit den anonymen Erscheinungen. Während in „Ginster, Von ihm selbst" ein ungefestigter Charakter witzlos das Geschehen ironisiert, erleben wir in dem lebensvollen „Schlump, Geschichten und Abenteuer aus dem Leben des unbekannten Musketiers Emil Schulz, genannt Schlump", behaglich einen fröhlichen Feldzug. Ebenso in Haseks „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges" mit seiner belustigenden trottelhaften Eulenspiegelgestalt des geborenen Nicht-Soldaten. Neben „Ginster" und „Schwejk" tritt als dritter innerlich Uninteressierter „Soldat Suhren" von v. der Vring, der sinnlos mitgerissene genialische Künstler, dem der Krieg eine Impression unter anderen ist. Ähnlich zu vier einheitlichen Impressionen gerundet, nur traumhaft verschleiert, ziehen die Kriegsjahre eines Ulanen in Lachmanns „Vier Jahre" an uns vorüber. Grabenhorsts „Fahnenjunker Volkenborn" ist starke Idealisierung des Kriegsfreiwilligentyps nach Art von Flex. Heinz „Loretto" gibt die ganze seelische Wandlung dieses Typs. Beide stehen jedoch fern der süßen Romantik eines Jungnickel. Wo dieser Idealismus Hunderttausender, die in den Krieg auszogen, eingefangen ist, verdient er nicht von besser Propagiertem in den Schatten gestellt zu werden. Mottrams oben erwähntes Buch „Der spanische Pachthof", eine der bedeutendsten Äußerungen zum Kriegserlebnis, ist, in einer eigens erfundenen Form, die Chronik der englischen Front in Flandern. Hier sind Tausende von feinen Beobachtungen zu einem außerordentlich gesättigten Bilde vereinigt. Heimatkriegsbuch ist Gläsers „Jahrgang 1902", geschrieben aus Liebe zu der Jugend, die im fragwürdigsten Chaos erwuchs; eine Abrechnung mit denen, die an ihr sündigten; für die aber geschrieben, die sie zu verstehen trachten. Während Ringelnatz in „Als Mariner im Krieg" nur wieder vom oft allzu fröhlichen Feldzug erzählt, ist A. Zweigs „Streit um den Sergeanten Grischa" ein in Sprache und Stil kultivierter wuchtiger Weltanschauungsroman, der an Hand einer militärischen Kompetenzstreitigkeit die ganze bunte Fülle der Ostfront zum Hintergrund einer ergreifenden menschlichen Tragödie macht. Ebenso packend wie auch immanent tendenziös ist die Kampfepisode in Brögers „Bunker 17". Zwei neue Kriegsbücher befassen sich mit der ärztlichen Seite und dem Lazarettwesen: Freys „Die Pflasterkästen" und E. Meyers „Der unbekannte Soldat". Von Lazarett und Kehlkopfschüssen spricht auch Alverdes in „Die Pfeiferstube". Die unsagbaren Leiden deutscher Kriegsgefangener in Frankreich haben ihre Chronisten gefunden in Wilke „Prisonier Halm" und v. der Vring „Camp Lafayette". Leider gestattet der beschränkte Raum nur eine kurze Erwähnung von Kriegsbüchern wie Jungnickels „Brennende Sense", Lilienfeins „Die feurige Wolke", Frekfas „Gottes Wiederkehr", Riebickes „Ringen an der Somme" und des allzu derben „Infantrist Perhobstler" von Michael. Zum Schluß mögen die beiden meistbesprochenen Kriegsbücher ihren Platz finden: Renns „Krieg" und Remarques „Im Westen nichts Neues". Renn, der schlichte graue Held, der in biblisch einfacher Sprache und unerhörter Sachlichkeit das Kriegstagebuch eines ernsten verantwortungsvollen Mannes schrieb, dessen Standpunkt er aber leider in seinem in Vorbereitung begriffenen Werke „Nach dem Krieg" zu verlassen beabsichtigt, ist durch eine Generation — das uralte Generationsproblem geht fast durch alle

Kriegsbücher — getrennt von Remarque, dem jungen Menschen, der im Strudel der Ereignisse zuletzt doch nur sich selbst spiegelt, und dessen Buch alle Vorzüge und Fehler eines Erstlingswerkes in sich vereinigt.

Noch ist die Kammhöhe der Woge von Kriegsliteratur, die sich über uns ergießt, nicht zu ermessen. Aber sie sollte uns gewappnet finden. Noch zweifeln wir bei manchem, ob es der unwiderstehliche Drang zur endgültigen Formgebung eines Erlebnisses war, das, in sorgsamer Hut gereift, nun mit elementarer Wucht nach außen drängte, oder ob der Impuls ausging von niederer Spekulation auf die reizsüchtigen Instinkte von Zeitgenossen, die sich am Wüsten berauschen möchten. Jedenfalls sehen wir schon, daß es weit übers Ziel hinausgeschossen wäre, das Kriegsbuch generell als nicht volksbildend abtun zu wollen. Aber wir sehen auch, daß es der ganzen Gewissenhaftigkeit und der kritischen Fähigkeit der Berufenenen bedarf, in diesem Punkte die Geister zu scheiden und dem Abenteuerschund ohne künstlerische Gestaltung und Durchdringung, auch wenn er sich in der Modepose des Frontkämpfertums spreizt, das Urteil zu sprechen. —

2. NEUE KRIEGSBÜCHER

Alverdes, Paul, Die Pfeiferstube. Frankfurt a. M.: Rütten und Loening 1929. 85 S. geb. 2.50 RM.

Die Geschichte von vier durch Kehlkopfschüsse verwundeten Soldaten, die die Belegschaft einer Stube im Kriegslazarett ausmachen; schlicht und eindrucksvoll erzählt, von herzlicher Menschlichkeit getragen; kein Kriegsbuch im eigentlichen Sinn, nur ein Ausschnitt aus dem großen Erleben, wahr in seinem Leid und echt in seinem Humor. Das Buch ist Hans Carossa gewidmet und von ihm sicher dankbar angenommen.

Für alle Büchereien. M. Schaefer, Solingen.

Beumelburg, Werner, Sperrfeuer um Deutschland. Oldenburg i/O: Stalling 1929. 542 S. br. 5.—, geb. 6.50 RM.

Die Überproduktion an Kriegsromanen, die den Krieg nur zeigt, gesehen durch das Temperament von Einzelnen oder bestimmten Gruppen, hat das Bedürfnis nach Gesamtdarstellungen des Krieges besonders stark gemacht. Die bisher vorliegenden Bücher sind meist nüchtern, verlieren sich zu sehr ins Einzelne und langweilen den denkungeschulten Menschen. Auch die Sammlung von Einzelschlachten befriedigt ihn nicht: er will den Totalablauf und dabei doch die seelischen Vorgänge an der Front und in der Heimat. Diese Lücke füllt Beumelburg mit dem genannten Buche aus. Er ist Herausgeber der amtlichen Schriftenfolge: „Schlachten des Weltkrieges" und damit wohl einer der besten Kenner des Weltkrieges. Er bietet in genialer Synthese ein Gesamtbild, das er Roman nennt, das aber weder Roman noch auch reines Darstellungsbuch ist. Vielmehr ist beides miteinander verschmolzen. So gibt er ein Gemälde, das, gegründet auf die Ergebnisse zuverlässiger Forschung, „das lebendige Gesicht des Krieges" festhalten will. Drei Hauptphasen gruppieren die Ereignisse: „Kampf ums Leben"

bis zum Zusammenbruch Rußlands; „In Fesseln geschlagen" bis zur Arrasschlacht und der Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne; und schließlich „Der Zusammenbruch". Starke dramatische Steigerung wird dadurch erzielt, daß der Krieg durch Häufung von Material und Technik immer menschenvernichtender, grausamer und unpersönlicher wird. Das Herausheben der wesentlichen Linien, das geschickte Abwägen der Ereignisse, die äußerst fesselnde Darstellungsform macht das Buch zu einem Volksbuch im besten Sinne. Keine Volksbücherei sollte versäumen, es einzustellen und für seine weiteste Verbreitung Sorge zu tragen.

Dr. W. Winter, Düsseldorf.

Bröger, Karl, Bunker 17. Geschichte einer Kameradschaft. Jena: Diederichs 1929. 186 S. kart. 2.80 RM.

Mit diesem Werk hat uns der Arbeiterdichter Karl Bröger eins der ausgezeichnetsten Kriegsbücher geschenkt, die wir besitzen. Der kleine Ausschnitt, den der Verfasser uns bietet, ist so charakteristisch für die Spannung des Ganzen, wie die Auswahl dieser schlichten Söhne unseres Vaterlandes typisch ist für die Wesensart des einfachen, ungenannten deutschen Soldaten, der still an seinem Teil seine Pflicht tat. — Eine Maschinengewehr-Abteilung hat einen vorgeschobenen Betonunterstand, den „Bunker 17", zu halten. Sie erfüllt ihre Pflicht mit größter Umsicht und heldenhafter Ausdauer. Aber trotz aller Anstrengung können die 5 Leute der Übermacht des feindlichen Materials, der Artillerie jeglichen Kalibers, den Tank- und Fliegerangriffen auf die Dauer nicht widerstehen. Doch erst, nachdem sie schon von kanadischen Truppen überrannt sind, wird ihre Stellung völlig entdeckt und durch Artillerie-Feuer verschüttet. So können die Kameraden, denen es gelingt, zur Heranholung von Entsatz die feindlichen Linien zu durchbrechen, nur noch den inzwischen eingetretenen Erstickungstod der Bunker-Kameradschaft feststellen. — Das Büchlein ist ungemein packend und hält von Anfang bis Ende den Leser in steigender Spannung. Es sollte in alle Büchereien Eingang finden als ein bleibendes Lied auf „den ärmsten Sohn unseres Vaterlandes, der auch sein getreuester war".

Dr. P. Engels, Düsseldorf.

Chemnitz, Walter, Das schwarze Schicksal. Bln: Deutscher Wille 1927. 254 S. 5.— RM.

Wieder einer aus der Zahl bisher unbekannter Verfasser, der es für angebracht hält, seine Kriegserlebnisse romanhaft zugeschnitten und mit Szenen ausgeschmückt, die denen anderer Kriegsromane ähnlich sind, der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Remarques Erfolg scheint veranlaßt zu haben, daß man dieses erstmalig 1927 erschienene Kriegsbuch noch einmal aus der Taufe gehoben hat. Schon auf dem Umschlag preist es sich als bewußtes Gegenstück zu „Im Westen nichts Neues" an, und es ist ihm tatsächlich im gesamten Aufbau wie in einzelnen Szenen sehr verwandt. An Totalität kann es sich nicht mit Mottram messen, wenn es auch die im Vorwort betonte Priorität in Anspruch nehmen darf; an Intensität der Darstellung langt es nicht an Remarque heran. In einer trockenen, nüchternen, etwas ungelenken Sprache, die bisweilen in schlimmes Zeitungsdeutsch entartet, manchmal an einen Heeresbericht, manchmal an ein Geschichtsbuch von 70/71 gemahnt, schildert der Verfasser seine Eindrücke

und Erlebnisse von der Westfront. Neu ist dabei, daß manch Schlaglicht auf die Not und Demoralisierung der Heimat fällt. Das Fronterlebnis unterscheidet sich durch nichts von den anderen Kriegsbüchern. Manche geschmacklose Szene muß man dem im Vorwort propagierten „realistischen Stil" zugute halten. Das Ganze läuft aus in schärfste Anwürfe gegen die Revolution und deren Träger, die mit Namen wie „Feiglinge" und „Ämterjäger" belegt werden. Auch den tragischen Schluß hat das Buch mit Remarque gemein.

Die Einstellung des Buches in die V.=B. erübrigt sich.

Dr. P. Engels, Düsseldorf.

Dos Passos, John, Drei Soldaten. Bln: Malik=Verl. 1929. 379 S. 4.80 RM.

Dieser Weltkriegsroman von amerikanischer Seite, der in Deutschland die Berühmtheit von Barbusses „Feuer" ablöste, führt uns lebensechte Typen aus dem amerikanischen Heere vor Augen. Besonders drei Soldaten heben sich heraus, drei Prototypen, die für den Amerikaner wohl ganze Gesellschaftsschichten vertreten. Der Landbewohner, der Bürger und der Intellektuelle machen zunächst in der französischen Etappe und dann auch an der Front recht herbe desillusionistische Erfahrungen. Die rosenroten Ideale, mit denen sie ausgezogen sind, bleichen zusehens dahin, erschreckend nüchtern tritt ihnen die Wirklichkeit entgegen und öffnet ihnen rücksichtslos die Augen über die wahren Triebkräfte des Geschehens, in das sie verwickelt sind. Für uns ist es besonders interessant und tröstlich zugleich, daß es gerade im amerikanischen Heere ist, wo diese drei alle Seiten des Militarismus am eigenen Leibe erfahren müssen, und wo sie unabhängig alle drei, jeder auf seine Art, schließlich zu einer Ablehnung dieser für sie grauenhaftesten Maschinerie auf der ganzen Linie kommen. Auch die Typen der amerikanischen Armee, die um die Träger der Handlung gruppiert sind, sind scharf erfaßt und umrissen, der echte Militär, der in unsern Kriegsbüchern vorherrschende Zivilist in Uniform, der Ehrgeizige, der um jeden Preis Karriere machen wird, der schon durch Napoleons Haß unsterblich gewordene fanatische Ideologe, und endlich der Massenbeglücker, der Sozialist. Dabei hat sich der Verfasser jedoch keineswegs ins Einzelne verloren, alles ordnet sich dezent ein in den großen Rahmen eines Gemäldes des amerikanischen Heeres im Weltkriege. Da wir bis jetzt noch Mangel an Dokumenten von der Gegenseite haben, so ist uns das Buch neben Mottrams englischem Kriegsroman sehr willkommen. —

Dr. P. Engels, Düsseldorf.

Heinz, Max, Loretto. Aufzeichnungen eines Kriegsfreiwilligen. Bln: Rembrandt=Verl. 1929. 334 S. 4.—, geb. 6.— RM.

Ein Kriegsfreiwilliger, der von den ersten Kriegsmonaten bis zum Kriegsende am Brennpunkt der Kämpfe an der Westfront lag, schreibt hier die Geschichte der Wandlung von der Begeisterung zur Resignation, wie sie sich im deutschen Freiwilligen allmählich vollzog. Unmittelbar nach dem überstürzten Rückzug der Deutschen kommt er zur Front nach Cambrai, Arras, Croisilles, Boiry usw. und wird schon allzubald aus seinen Illusionen gerissen. Die vielen Anfangsirrtümer der Heeresleitung mit

ihrer wahnsinnigen Menschenvergeudung, die schon von Anfang an Disziplinlosigkeiten nicht selten verursachten, geben auch ihm zu denken. In der Hölle der Loretto-Schlacht, aus der nur jeder 3. Mann heil davonkommt, gehen ihm die Augen auf über die Feigheit so vieler Vorgesetzter. Aber noch sind die Deutschen dem Feinde weit überlegen. Noch steckt auch die Taktik der Engländer in den Kinderschuhen. Aber bald wird es anders. Immer deutlicher wird die rein zahlenmäßige Überlegenheit des Gegners fühlbar, dabei wird der Krieg auf deutscher Seite immer mehr zu dem Krieg der verpaßten Gelegenheiten. Öfter macht der Verfasser darauf aufmerksam, wie der wirksame Gegenstoß versäumt oder zu spät angesetzt wurde. Zum Teil beruht das auf dem viel geschmähten „Kadavergehorsam", der fehlenden Initiative des Einzelnen, der die Lage erkannte. „Befehl ist heilig, wenn er auch verrückt ist". Als Offizier und Kompanieführer versuchte der Verfasser, selbst die Härten zu vermeiden, die er als Soldat empfunden hatte. Inzwischen ist der Stellungskampf immer stumpfsinniger geworden. Die Höhe 17 bei Loos, wo man der Kitchner-Armee gegenüberliegt, wird der Mittelpunkt einer monatelangen Schlacht. Man vermeidet jetzt die Fehler von Loretto in der Flandernschlacht mit aufgelösten Grabensystemen. Aber man kommt nicht vorwärts. Die Verblödung an der Front schreitet fort, man versinkt in Gleichgültigkeit, Spiel und endlich — Fusel. Halbblind vom Gelbkreuz wird der Verfasser zurückgeschafft. Langsam vollzieht sich seine Genesung trotz Mangels an Ärzten, Schwestern und Medikamenten in einem Heimatlazarett, das vom Soldatenrat tyranisiert wird. Wie am „Fahnenjunker Volkenborn" schreitet an ihm und an dem Kreise ehemaliger Offiziere das furchtbare Geschick der Erblindung vorüber. Der Kaiser ist gegangen, unfaßbar ist diese Nachricht für die Offiziere. In heftigen Worten gegen die Revolution und den Dank der Heimat klingt das Buch aus.

Überall sucht der Verfasser zu ergründen, warum so manches Unglück hat kommen müssen, und wie es hätte vermieden werden können. Er ist ehrlich bemüht, zu einem gerechten Urteil zu kommen, und deshalb ist seinem Buche eine weitgehende Verwendungsfähigkeit in der Volksbücherei gesichert. Dr. P. Engels, Düsseldorf.

Jünger, Ernst, Das abenteuerliche Herz. Aufzeichnungen bei Tag und bei Nacht. Bln: Frundsberg-Verl. 1929. 263 S. 5.50 RM.

Ernst Jüngers Schilderungen aus der Kriegszeit ließen hinter dem stählernen Rhythmus der Worte ein Herz spüren, das brannte nach den letzten Sinndeutungen des Lebens. Die Frage nach dem Inhalt allen Seins und Lebens, nach den organischen Zusammenhängen verdichtet sich in seinem neuen Buche zu einer Fülle von Tag- und Nachtgeschichten, von Erinnerungen, Gesprächen und Bildern, die immer wieder durchzittert sind vom Erlebnis des Krieges. Auf den Schlachtfeldern erwachte das Durchforschen des menschlichen Herzens, dort erhob sich der stündlich dem Tode ins Angesicht sehende Mensch aus der Flüchtigkeit und Erdgebundenheit zu der verinnerlichten Schau einer höheren Welt. Drei Zustände gibt es, die Schlüssel zu allen Erlebnissen sind: „den Rausch, den Schlaf und den Tod". Die Gemeinschaft der Kämpfer, die durch das Kriegsereignis gereiften Menschen, sucht Jünger zu beschwören zur letzten Verantwortung dem Leben gegenüber. Wir haben die Spannung verloren zu den geheimen

Kräften, wir müssen darum ringen, kämpfen, das Herz in dieses Abenteuer stürzen, um eine neue Wertung der Welt zu erringen.

Das Weltbild eines Einzelnen steht hier vor uns, oft stark subjektiv gesehen, aber immer orientiert an der restlosen Hingabe an unser Volk. Das Buch wird für Suchende unserer Zeit bereit zu halten sein, denen philosophische und naturwissenschaftliche Gedankengänge nicht fremd sind.

L. Kasten, Düsseldorf.

Der Krieg. Das erste Volksbuch vom großen Krieg. Einl. von Joh. R. Becher. Bln, Wien, Zürich: Intern. Arbeiter-Verlag 1929. 143 S. geb. 3.20 RM.

Krieg — von seinen ethischen wie politischen Gegnern (R. Rolland u. a., Engels, Sinclair u. a.) in rücksichtsloser Gestaltung seiner Grausamkeit und seines Menschenelends dargestellt, mit wörtlichen Zitaten aus Militärbefehl (v. Einem) und kriegidealisierender Predigt (G. Traub) verfertigt und beglaubigt, ist das von über 50 Verfassern vielseitig beleuchtete Problem dieses preiswerten Buches.

Die eindringlichsten, selbständigen Abschnitte aus allen bekannten Kriegsromanen, lyrischen Sammlungen, theoretischen Abhandlungen, Briefen und amtlichen Dokumenten bilden ein erschütterndes Volksbuch kriegsgegnerischer Art.

Für alle Volksbüchereien, besonders für diejenigen, die nicht Kriegsromane usw. einstellen wollen oder können, als billiger, aber im Wesentlichen das Kriegsproblem umfassender Ersatz der Einzelwerke. Auch für zeitarme Leser, die das Packende der Kriegsliteratur einmal kurz, aber vielseitig erleben wollen.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Lachmann, Eduard, Vier Jahre. Frontbericht eines Reiters. Horen-Verl. 1929. 170 S. br. 3.—, geb. 5.50 RM.

Dieser im Jahre 1920 niedergeschriebene Bericht, der 1924 erstmalig in kleiner Auflage gedruckt in 400 Exemplaren in den Buchhandel kam, ist jetzt mit der großen Welle der Kriegsliteratur von neuem emporgetaucht. Wie ein schwerer Traum ziehen 4 Kriegsjahre eines Ulanen an unserem geistigen Auge vorüber, Gesichte und Bilder, schon ganz umwoben mit den hüllenden Schleiern der Vergangenheit und des Vergessens. Alles Tatsächliche erscheint wie in weite Fernen gerückt, in verdämmernden Konturen mit eigenartig fremden Lichtern und Schatten. Nur die seelischen Impressionen sind wach geblieben, haben sich geordnet und feiern Auferstehung in einer Stunde des Erinnerns. Schemenhaft, aber zu Einheiten gereift, tauchen die Jahre, eins nach dem anderen, ins Bewußtsein empor und erzeugen neue Reflexionen. Einer erhebt sich vom Schreibtisch, und hinter ihm versinkt das gelebte Leben in ungewisse Dämmerung. Er pendelt als deutscher Reiter immer wieder zwischen Flandern und Rußland, vier Jahre lang in fliegender Hast, bis ihm endlich Feindesland zur froh begrüßten Wirklichkeit, die immer nur rasch durchquerte Heimat aber zu einer wehen Erinnerung wird. Das Neue hat den ganzen Menschen in seinen Bann geschlagen. Der Reiz des Fremden in Landschaft und Menschen auf feindlichem Boden, die neue Gedankenwelt mit ihrer Umwertung so vieler Werte, all dies sonderbar Anziehende erweckt seltsam dunkle Worte voll warmer Empfindung und tiefer Gedanken. — Wenn man von der Lek-

türe verschiedener anderer Kriegsbücher kommt, ist man angenehm überrascht über die Kultiviertheit der Sprache, die in eigenwillig herber Sprödigkeit — manchmal ein wenig gewaltsam — die Worte meistert. Allerdings ist das Buch nur für größere Büchereien als Abrundung des Bestandes an Kriegsliteratur zu empfehlen und kann dort an Leser ausgeliehen werden, die den dunklen Wahrheiten des Verfassers soweit folgen können, daß ihnen das Buch den Schritt vom bunten Geschehen zur Reflexion, zum besinnlichen Einordnen des Gewordenen in größere welthistorische oder philosophische Perspektiven erleichtern kann.

Dr. P. Engels, Düsseldorf.

Ludwig, Emil, Juli 1914. Bln: Rowohlt 1929. 242 S. 3.80 RM.

„Die Gesamtschuld am Weltkriege lag in den Kabinetten, die Gesamtunschuld auf den Straßen Europas."

Diese Grundansicht wird in der Ludwig eigenen geistreich zuspitzenden, scharf umreißenden Schwarzweißkunst zu einem spannenden Volksbuch gestaltet. Wie ein Filmstreifen läuft die Weltgeschichte des schicksalschwangeren Monats Juli 1914 am Auge des Lesers vorüber. Der Mord von Sarajewo, Graf Berchtolds Metternichpolitik, des deutschen Kaisers Übereifer, das warnende England . . . bis zum 4. August, den das Volk Europas mit neun Millionen Leichen bezahlen mußte, und der es auf Generationen verschuldete und kulturell herabdrückte. Ludwig zeigt, „wie überall der Mann an der Maschine, in der Werkstatt, am Pflug weder Wunsch noch Interesse gehabt, den europäischen Frieden zu brechen", wie aber die Kabinette und „die mit ihnen arbeitenden Stäbe und interessierten Kreise: Minister, Generäle, Admirale, Kriegslieferanten und Redakteure" von „Ehrgeiz und Furcht, von Unfähigkeit und Gewinnsucht vorwärts getrieben" wurden, und wie sie ihre Völksmassen in Kriegspsychose brachten.

Das Buch, ein Drittel scharf kritisierte Diplomatengeschichte, ein Drittel ironisch antinationale Tendenz, ein Drittel gläubiges völkerversöhnendes Epos, stellt die äußersten Meinungsausdrücke der europäischen Machthaber und ihrer Berater, wirkungsvoll steigernd, mit ihren „Schattenbildern" anschaulich verbunden hintereinander und diesen oft sehr fein gewundenen Herrenworten die pazifistischen Bestrebungen gegenüber, deren prophetische Verkörperung — und Opfer Jean Jaurès gewesen. Alle geheimen Zwischenarbeiten usw. bleiben unberücksichtigt, weil sie den dramatischen, geraden Aufstieg bis zum ersten Kanonenschuß hemmen und verwischen würden. Eben darum ist es kein Geschichtswerk weder im wissenschaftlichen noch im volkstümlichen Sinne und wird gerade deshalb in allen Volksbüchereien den Leser in die Entstehungsgeschichte des Weltkrieges am besten einführen.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Michael, Wilhelm, Infantrist Perhobstler. Bln: Rembrandt-Verl. 1929. 359 S. 4.— RM.

Wieder ein Kriegsbuch, die spätere Bearbeitung eines Kriegstagebuches. Wer den Remarque gelesen hat, — und wer hätte das nicht, — hat nichts versäumt, wenn er sich die Lektüre dieses Buches schenkt. Er würde doch nur wieder dasselbe Geschehen, dieselben Episoden und Szenen finden, nur nicht den journalistischen Schwung Remarques. Dafür bietet Michael

etwas mehr Kritik an dem gesamten Drum und Dran des Kommiß, sodaß sein Bericht über die Kriegserlebnisse oft zu einer beißenden Satire wird, oft auch in eine allgemeine Klage über die weitverbreitete menschliche Dummheit einmündet. Er kritisiert die Methoden der Kriegführung, wie sie im „Reglement" stehen, er stellt ihnen seine erfahrungsmäßig gewonnenen besseren gegenüber, er übt Kritik am Können seiner Vorgesetzten, er bemängelt die nutzlose Beschießung von Fliegern durch Artillerie usw., kaum ein Faktum entgeht dieser Kritik. Auch die Zoten der Offiziersmesse werden scharf gegeißelt. Und damit gibt uns der Verfasser eine Handhabe und einen Maßstab zur Beurteilung seiner eigenen Ausdrucksweise und seines Stiles. Wenn man als Nicht-Bajuvare zuerst versucht ist, dem Buche wegen seiner weit unflätigeren Ausdrucksweise, als sie z. B. Remarque eigen ist, jeden volksbildenden Wert abzusprechen, so gibt doch das feine Gefühl des Verfassers, mit dem er die Zote von seinen oft allzukräftigen Natürlichkeiten scheidet, der Kritik zu denken. Wenn wir deshalb der erfrischenden Grobheit des echten Bayern manches nachsehen müssen, so können wir uns in dieser Beziehung doch nicht restlos dem Grundsatze, daß dem Reinen alles rein sei, anschließen, und können dem Buche für die Ausleihe nur eine recht bedingte Verwendungsmöglichkeit zusprechen.

Dr. P. Engels, Düsseldorf.

Mottram, Ralph H., Der „Spanische Pachthof". Eine Romantrilogie. 1914—1918. Übertr. von L. Franke. Lpzg: Insel-Verlag 1929. 715 S. 12.— RM.

Dieser von John Galsworthy eingeleitete große englische Kriegsroman stellt einen Versuch in einer ganz neuen Romantechnik dar. Sein Aufbau: Der anfänglichen Hauptperson wird eine Nebenperson zugeordnet, aus deren Gesichtskreis von nun an alles gesehen wird. Diese wird im Interesse des Lesers wieder von einer Nebenperson abgelöst usw. bis zum Ende des Werks. Auf diese Weise werden immer neue Menschen Träger der Handlung, fängt die Geschichte mehrfach wieder ganz von vorne an, erscheint früher Angedeutetes plötzlich in einem ganz anderen Lichte, wird Mysteriöses plötzlich klar, sittlich Anfechtbares überraschend einwandfrei. Die Nachteile sind die Wiederholungen und Überschneidungen. Weil möglichst alles erfaßt werden soll, englische, flämische, französische Geistigkeit und die der Hilfsvölker, Front-, Etappen- und Hinterlandsmilieu, Mannschaften und Führer, Infanterie, Artillerie, Flieger, flämische und französische Zivilbevölkerung usw. ist die Fabel ziemlich bunt. — Madeleine Vanderlynden, die mit ihrem Vater zusammen den „spanischen Pachthof" bewirtschaftet, eine Ferme, 20 Kilometer hinter der Front, liebt Georg, den Sohn ihres Pachtherrn, des Barons d'Archeville, „wie nur eine flämische Seele kann". Da kommt der Krieg, „diese große Dummheit". Georg zieht freiwillig aus und wird verwundet. Madeleine versucht vergebens, ihn im Lazarett zu finden. Aus dem dunklen Gefühl heraus, Georg zu treffen, gibt sie den „Löwen von Flandern" auf, eine Wirtschaft, die eigens für das Geschäft an den englischen Offizieren erworben wurde, und geht zum Verwaltungsbureau in Amiens. Hier schenkt sie ihre Liebe dem englischen Offizier Skene. Dann plötzlich jedoch hofft sie wieder, Georg in Paris wiederzusehen, erwirkt durch ein raffiniertes Spiel ihrer Reize eine Versetzung dorthin, trifft ihn aber auch hier nicht. Eine Woche lang kommt Skene zu ihr nach

Paris. Als er zur Front zurückgekehrt ist, findet sie Georg und lebt mit ihm von Skenes Geld, bis Georg aus Vaterlandsliebe krank, mit falschen Papieren zur Front zurückkehrt und fällt. Über den Sorgen des Friedens mit seinen hohen Entschädigungssummen, seinem zähen Feilschen, weichen die Erinnerungen an Georg und Skene mehr und mehr. — Nun folgt die schrittweise Auflösung der Rätsel, die die Geschichte dem Leser aufgegeben hat und besonders eine Motivierung der Cressida-Natur Madeleines, die für den einen schwärmt und mit dem anderen eine handfestere Liebe genießt. In einem kurzen Kapitel wird Georgs Charakter gezeichnet: der Verfasser läßt in Ich-Form irgendeinen Engländer seine Erinnerungen an Georg vortragen. — Dann, mit dem 2. Teil des Buches, beginnt die ganze Fabel von vorne, und zwar nun aus Skenes Gesichtswinkel. Er kommt nach Flandern, lernt Madeleine kennen und lieben. Man ist angenehm überrascht zu hören, daß sie ihren Adeligen schon aufgegeben hatte, als sie sich Skene hingab, man lernt verstehen, wie ihre erste Liebe doch noch einmal durchbrechen konnte. Vieles Angedeutete wird jetzt wortreich aufgeklärt. Dabei fällt manches erläuternde Streiflicht auf die nun schon alte Geschichte. — Die Fabel ist nur dazu da, den Krieg zu illustrieren, der wie eine dunkle Wolke über alles seinen Schatten wirft. — Besonders interessant sind für uns die Schilderungen des alliierten Völkergewirrs, die Gefahr der Kolonial-Truppen, der Reibereien zwischen Engländern, Flamen und Franzosen, der oft drohenden Revolutionsnähe und der endlichen Erschöpfung auch drüben. Das Buch ist so inhaltschwer, daß man getrost behaupten kann, es sei kein bedeutenderer Zug im Bilde des Krieges vergessen. Abgesehen von seiner sonderbaren, aber den Dingen vielleicht angemessensten Form, ist es ein Kriegsdokument von größter Brauchbarkeit für alle Volksbüchereien. Dr. P. Engels, Düsseldorf.

Schauwecker, Franz, Der feurige Weg. Mit Einl. von Ernst Jünger. Bln: Frundsberg-Verl. 231 S. 4.50 RM.

Wir begleiten einen Studenten, der bisher „Die Welt nur in einer Theorie kennen gelernt" hat, durch die charakteristischen Etappen des Soldatenlebens. Aber nicht auf die äußeren Geschehnisse kommt es dem Verfasser an, sondern auf die Reflexionen, die sich für den Helden des Buches daran knüpfen. Lang ausgesponnene Philosophismen eines geistigen Menschen begleiten die Handlung auf Kasernenhof und Frontfahrt, in Rußland, in der Marneschlacht 1918 usw., sowohl in ihren triumphierenden Momenten, deren es leider nicht viele gibt als auch in ihren zutiefst deprimierenden. Alle Leiden des „Gebildeten" werden in einer empfänglichen, reaktionsfähigen Seele gespiegelt, aus deren Grund in leisen Regungen die endlich resultierenden Revolutionsstimmungen heraufdämmern. In knappem, oft überraschend treffendem, bisweilen allerdings in seelenlose Manier ausartendem Stil beleuchtet der Verfasser u. a. das Problem der Überwindung der sozialen Schichtung innerhalb der Soldateska und das der Kameradschaft, die sexuellen Verirrungen des Frontlebens und die Lockungen der Etappe, besonders Brüssel, wo der Held, inzwischen zum Offizier avanciert, in den Armen einer Belgierin Vergessen von Leid und Entbehrung findet, während draußen die niedergebrochene Front auf allen Straßen zurückflutet. Den Abschluß bildet dann die Auflösung des stark

zusammengeschmolzenen Regiments auf dem Kasernenhof, von wo alles ausgegangen war. —

In einigen als „Erlebnis“ etwas unorganisch angehängten Kapiteln sucht der Verfasser den Gründen des Zusammenbruchs in rein abstrakten Spekulationen nachzugehen und tut dabei persönlich politische Anschauungen und Ausblicke auf Zukünftiges kund. Hier in diesen Kapiteln fehlt es auch an leichteren polemischen Seitenhieben auf andere Vertreter des Nationalismus, (auf Bünde und Orden), nicht. — Im ganzen ist es ein Durchschnittskriegsbuch, das anspruchslose Leser fesseln mag, dessen Anschaffung aber für keine Bücherei eine Notwendigkeit darstellt.

Dr. P. Engels, Düsseldorf.

III. ROMANE UND ERZÄHLUNGEN AUS ANDEREN STOFFGEBIETEN

Berend, Alice, Der Herr Direktor. Bln: Fischer 1928. 230 S. br. 3.50, geb. 5.— RM.

Ein Gegenwartsroman in der Art der übrigen Bücher von Alice Berend: leicht, ein wenig oberflächlich. — Da ist zunächst Woldemar Bohlen: moderner Geschäftsmann, Aufsichtsratmitglied, Leiter der Glühlampen A.-G., der „Herr Direktor“. In seinen nüchternen Geschäftssinn, seine moderne „Sachlichkeit“ schleichen jedoch hin und wieder dunkle, aus der Kinderzeit überkommene Gefühle und Erinnerungen. Diese finden ihre Verkörperung in Moritz Kaderewski, dem Jugendgespielen und Milchbruder Bohlens, dessen Glauben an eine schicksalhafte Verbundenheit mit dem Hausierersohn Moritz ihm bald zum eigenen Verhängnis wird. — Ein wenig dumm, ein wenig lächerlich und doch wieder ein wenig rührend: Bohlens Gattin „Frau Marga“. Ihr höchster Ehrgeiz ist, in nichts ihrer modernen jungen Tochter Ortrud nachzustehen, für die Gymnastik, Jazz, Sechstagerennen, Musik und Kunst zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens gehören. Ortrud hat zwei Brüder: Hellmut, der ältere, werdender Ingenieur und „Erfinder“, und Moritz, Wandervogel und Vegetarier. Eine der amüsantesten Gestalten des Buches ist Fräulein Betty Wegfraß, rechte Hand des Direktors. „Ortrud, die an Seelenwanderung glaubt, vermutet in Fräulein Wegfraß eine frühere Fledermaus, ein nützliches Tier, dauerhaft, unscheinbar, aber des Nachts beflügelt.“

Bei dem Mangel an humoristischer Literatur sind frühere Werke der Alice Berend wie „Spreemann & Co.“, „Die Bräutigame der Babette Bomberling“ u. a. schwerlich entbehrlich. Das hier besprochene Buch ist zu anspruchslos und wiegt nach seinem geistigen Gehalt zu leicht, um für Volksbüchereien in Frage zu kommen.

G. Braun, Düsseldorf.

Brust, Alfred, Jutt und Jula. Bln-Grunewald: Horen-Verl. 1928. 188 S. geh. 5.— RM..

Die Geschichte einer Liebe. Der ostpreußische Dichter Brust hat hier wiederum ein Buch geschrieben, das gleich seinem Roman „Verlorene Erde“ auf dem Boden seines Heimatlandes entstanden ist. — Jutt, ein

junger Apotheker, kommt nach dem Tode seiner Tante Maria auf deren Besitztum, das er mit Jula, die dort aufgewachsen ist, als gemeinsames Erbe betreuen soll. Gleich ihr erstes Zusammentreffen ist entscheidend für ihr ferneres Leben. Sie finden einander in gegenseitiger Liebe. In ihren Gefühlen werden sie bestärkt durch einen sonderbaren Menschen, der fast zu gleicher Zeit mit Jutt in die Gegend kam, und der den Namen „der Innige" trägt. In predigtähnlichem Ton spricht er zu den Beiden, die sich in ihrem Denken und Handeln gänzlich von ihm abhängig gemacht haben, von der wahren Liebe, die nur in beiderseitigem Geben und Vertrauen ihre Erfüllung findet. Er selbst hat sich durch seinen großen Egoismus sein Glück verscherzt: die ihn liebte und glaubte, von ihm geliebt zu werden, hat er von sich gestoßen, als er ihrer überdrüssig geworden war. Erst jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, erfährt er aus einem Brief, den Maria — denn sie war seine Geliebte — ihm hinterlassen hat, daß Jula ihrer Beider Tochter ist. Und in ihrer selbstlosen, alles verzeihenden Liebe hat Maria sich auch des Kindes ihres ersten Geliebten, der sie mit einer anderen Frau hintergangen hatte, angenommen und Mutterstelle an ihm vertreten: an Jutt. Mit der Vereinigung der beiden Liebenden, die sich trotz mancher innerer Anfechtungen die Reinheit ihrer Liebe bewahrt haben, schließt das Buch.

Manche ethischen Werte dürfen dem Buche nicht abgesprochen werden. Trotzdem ist wegen der unkünstlerischen Darstellungsform und der übermäßigen Sentimentalität eine Anschaffung für Volksbüchereien nicht zu empfehlen. G. Schmitz, Düsseldorf.

Carr, Robert S., Wildblühende Jugend. Vorw. v. W. E. Süskind. Stgt, Bln, Lpzg: Dtsche-Verl.-Anst. 1929. 405 S. geb. 7.—.

Amerikanischer Gymnasiastenroman eines 18jährigen Verfassers (geb. 1909). „Revolution der modernen Jugend" von einem Jugendlichen selbst autobiographisch geschildert. Ergebnis: Carr gibt alles naiver, urwüchsiger, darum verständlicher als der vielerfahrene, nur Spitzenleistungen sammelnde Jugendrichter Lindsey, der väterlich wohlwollend die wildblühende Jugend betreut. —

Paul Benton schwelgt als 16jähriger Mittelschüler auf dem Lande (Kleinstadt) zum ersten Male im Hochgefühl — lange Männerhosen zu tragen. Bald lernt er auch, um ganz auf der Höhe zu sein, die typischen Machenschaften schülerhafter Großmannssucht kopieren: die ersten Zigaretten, mit Widerwillen, aber überlegen weltweisen Gesten aufqualmen, um ja nicht hinter den Kameraden zurückzustehen, den ersten Genuß von geschmuggeltem, schlechtem Alkohol affektiert lebemännisch mit übertriebener Selbstsicherheit trinken und nachfolgenden spartanisch unterdrückten Leibschmerzen. Er lernt den schmissigen, kraftmeierischen Schuljargon, hervorgerufen durch ständige Furcht vor Kindlichkeit, gebrauchen, den respektlosen Größenwahn zeigen, der sich mit pseudowitzigen, stehenden Redensarten über die schwierigsten Probleme hinwegsetzt . . . alles um schlagkräftige Beweise errungener Männlichkeit zu liefern.

Diese künstlichen Lebensformen gewinnen an Energie und Schärfe, als Paul in die höhere Schule der nächsten Großstadt kommt. Sein Gehaben wird immer blasierter, herausfordernder, mit sachverständigem Lächeln über das ehrwürdige Traditionsgerümpel der Eltern, (obwohl er im

Grunde seines Wesens der gute, große, ungeschickte Junge bleibt). Er lernt Musik und Tanz kennen mit heimlichen, darum romantischen Stelldicheins mit gleichaltrigen höheren Töchtern. Diese sind schon lebensweiter und erotisch klarer, reifer, leiden aber unter dem mondänen Einfluß halbverstandener Frauenemanzipationen und werden so zu entfesselten Backfischen. Paul, bei der Auserwählten in halb schwärmerischer, halb hochnäsiger Liebe, mit verlegenen Bewegungen und zugepreßter Kehle, schwindelig und zerfahren — schwingt nach glücklich überstandenem Stelldichein vor Kameraden kühnste Lebemannreden über seinen primanerhaften Toggenburgverkehr „mit dem feschen Weib", „dieser drallen Kröte" oder der „netten Kleinen" . . . Natürlich spielt hierbei das Auto des Vaters seine Rolle und führt sie in entlegene Bars, Tanzdielen, Spielhöhlen und Bouillonkeller jeder Art. Die Schule aber, „dieses Kaufhaus für Unterricht", nehmen sie alle so als kleine Verpflichtung mit, um ihren Eltern damit einen großmütigen Gefallen zu tun, zuletzt gewinnen sie durch all dieses Fegefeuer den großen Läuterungsberg, ohne „Spießer" zu werden.

Der Roman bietet in erster Linie eine Gymnasiastenpsychologie, die nach ihrer Ursprünglichkeit mit Speyers „Kampf der Tertia" und ihrer Allgemeingültigkeit mit Ognjews „Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew" wetteifert.

Für alle Erziehungsberechtigten zur Erkenntnis, daß die gebildeten Jugendlichen ihre Pubertätsunrast und geistige Empörung mit verblüffend unmoralischen und antibürgerlichen Redensarten und Einbildungen zu betäuben suchen, von wahrer Unsittlichkeit aber — wie man nach Lindsey verallgemeinern könnte — weit entfernt sind. Als Unterhaltungsroman für den Durchschnittsleser kommt das Buch nicht in Betracht.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Däubler, Theodor, L'Africana. Bln-Grunewald: Horen-Verl. 1928. 199 S. 6.— RM.

Die abenteuerliche Lebensgeschichte einer jungen, stimmbegabten Nubierin. — Die 15 jährige Fatime verläßt teils aus Abenteuerlust, hauptsächlich aber, um den Nachstellungen ihres Gesanglehrers zu entgehen, fluchtartig das elterliche Haus. Sie kommt zuerst nach Alexandria, wo sie durch die Vermittlung einer alten Nubierin bei einem Araber, der auch für ihre weitere Ausbildung sorgen will, Unterkunft findet. Aber schon nach wenigen Tagen gelingt es Fatime, sich während einer Theateraufführung von einem jungen Levantiner entführen zu lassen. Ihr an Abenteuern reicher Weg bringt sie nach Europa. In Triest, Venedig, Mailand, Berlin führt sie ein sorgloses Leben, meist ohne die geringsten Barmittel zu besitzen, dabei immer ihr einziges Ziel vor Augen haltend, als Opernsängerin Triumphe zu feiern, obwohl für sie wegen ihrer Hautfarbe nur die Rollen der „Aida" und der „Afrikanerin" in Betracht kommen. Geschickt weiß sie den Männern, die ihr zur Erreichung ihres Zieles behilflich sind und hierfür Dankbarkeit erwarten, ihre Liebe zu verweigern, bis sie einem jungen Belgier, Angulus, ihre Zuneigung schenkt. Am Tage nach ihrer Vereinigung mit Angulus soll sie die Titelrolle in der Oper „Die Afrikanerin" spielen. Während der Aufführung gelingt es Hassan, ihrem nubischen Boy, der sie leidenschaftlich liebt, und den die Eifersucht nicht ruhen läßt, sie und sich

selbst durch ein schnell wirkendes Gift zu töten. Den Ruhm, den Fatime sich ständig erträumte, sollte sie nicht mehr ernten.

An den Schilderungen von Naturschönheiten und der Wiedergabe von Stimmungsbildern erkennt man den lyrischen Dichter. Die Handlung, anfangs breit vorgetragen, steigert sich gegen Schluß. Die katastrophale Wendung im Schicksal der sonst vom Glück begünstigten Heldin wirkt zu dramatisch.

Für Leser, die interessiert sind an abenteuerlicher, psychologisch vertiefter Lektüre in geschliffener Form.

G. Schmitz, Düsseldorf.

Deeping, Warwick, Der Schicksalshof. Übers. a. d. Engl. von M. Thesing. Lpzg, Zürich: Grethlein & Co. 1928. 387 S. br. 4.50 RM, geb. 9.— RM.

Deeping versucht in diesem teils Bauern- teils Gesellschaftsroman, einer überzivilisierten Generation den Weg zur „Wirklichkeit", zu wahrer Kultur zu weisen. —

In fünf schweigsamen Jahren hat Arnold First den heruntergekommenen Schicksalshof hochgewirtschaftet. Da lernt er Mary Viner kennen, Tochter eines pensionierten Offiziers, die in einem der kleinen bescheidenen Siedlungshäuser unterhalb seines Hofes wohnt. Seine gesunde Sinnlichkeit begehrt die Frau, darüber hinaus sehnt er sich nach geistiger Bindung und kameradschaftlichem Verstehen. Auch Mary hat den Wunsch, diesen Mann, der ihr Verkörperung von Kraft und Zärtlichkeit, Geborgensein und Zeitlichkeit ist, zu gewinnen. Triebhaft gibt sie sich seinen Liebkosungen hin, sodaß First annehmen kann, sie bald ganz besitzen zu dürfen. Unvermittelt verläßt sie ihn jedoch aus Furcht, das ernste Leben der Arbeit und Einsamkeit nicht teilen zu können. Sie flieht zu ihrer Schwester, um wie diese Erfüllung zu finden in Sport, Vergnügen und Reichtum, dem tändelnden Leben der Gesellschaft. Sehr bald heiratet Mary einen älteren Geldmenschen, genießt das Luxusleben, für das sie geboren scheint, in vollen Zügen, bis ihr immermehr die innere Leere, ihr Scheinleben und ihre Scheinehe, zum Bewußtsein kommen. Geldliche Schwierigkeiten veranlassen ihren Mann, aus dem Leben zu scheiden. — In Mary vollzieht sich eine innere Wandlung. Sie kehrt in ihr bescheidenes Siedlungshaus zurück, um Haus und Garten allein zu bewirtschaften. In fast demütigender Weise wirbt sie um die Liebe Firsts. Er läßt sie den schweren Weg gehen, wissend, daß Entsagung und Aufopferung das Los sind, das die Scholle verlangt. Als sie dann schließlich sich zu gemeinsamem Leben verbinden, geschieht es in der Gewißheit, daß sie beide mit ganzer Hingabe und in pflichttreuer Arbeit ihrer Aufgabe dienen wollen.

Ein Erziehungsbuch, psychologisch echt, lebensbejahend und in klarer Sprache geschrieben. Für gebildete und einfache Leser aller Büchereien.

M. Lütkemeyer, Düsseldorf.

Dreyer, Max, König Kandaules. Lpzg: Staackmann 1929. 319 Seiten. br. 4.50, geb. 6.50 RM.

Matilde Menander — man beachte den „Wohlklang" — ist die Braut Robert Löteisens. Doch nicht ihn heiratet sie, sondern den anziehenden Hilmar König. Hilmar ist Gutsbesitzer und Archäologe, Spezialist für das Studium der Zusammenhänge des Nordens mit den klassischen Natur-

völkern. Die für eine Gutsfrau immerhin etwas außergewöhnliche musikalische Begabung Matildens veranlaßt den jungen Ehemann, seine Frau zur Bühne zu bringen. Klaus Ohlendick, Opernsänger und der geschiedene Gatte einer schönen „dämonischen“ Frau, auch Sängerin, übernimmt es, Matilde den Weg zur Bühne zu ebnen. Ihr Erfolg als Künstlerin ist groß. Doch sie erkennt, daß auch Hilmar König nicht der Mann ist, der ihrer würdig ist. Der Autor hat ein Einsehen, Hilmar stirbt. Klaus und Matilde, vom Schicksal einander bestimmt, werden ein glückliches Paar. — Die Handlung als solche ließe sich noch verteidigen, wollte man von der Psychologie bei der Charakterisierung der Personen absehen, die einem Typenschema für fertige Romanhelden entnommen zu sein scheint. Unerträglich für Leser mit etwas Geschmack ist aber der Stil, der Blüten, wie diese treibt: „Sternenschein tropft in die schwarze Unergründlichkeit. Licht sucht die Nacht, das Schicksal funkt (!), die Zukunft flimmt (!!) und wirkt, es fallen die Lose.“ (S. 18). —

Ich halte eine Einstellung für durchaus verfehlt.

G. Braun, Düsseldorf.

Droonberg, Emil, Das Rätsel der Felsenschlucht. Lpzg: Hesse und Becker 1929. 304 S. geb. 4.50 RM.

Der neue Abenteuer-Roman des bekannten Verfassers reiht sich ohne jede überraschende Wendung und Neuheit den anderen Werken an, ist aber m. E. wohl sein schwächstes Buch. „Das Rätsel der Felsenschlucht“ ist natürlich der Goldschatz, der von einem jungen Deutschen nach Überwindung zahlloser Gefahren und Hindernisse gefunden wird. In dieser modernen Robinsonade fehlt sogar der Neger nicht, der als treuer Diener seinen Lebensretter begleitet und beschützt.

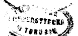
Das Buch ist, abgesehen von seinen Unwahrscheinlichkeiten, derart erfindungsarm, daß von einer Einstellung in V.-B. abgesehen werden muß.

E. Jonen, Düsseldorf.

Duun, Olav, Die Juwikinger. Bd. 2. Odin. A. d. Norweg. übertr. von J. Sandmeier u. S. Angermann. Frft. a. M.: Rütten & Loening 1929. 584 S. br. 7.50, Ln. 10.— RM.

Die Fortsetzung von Duuns „Juwikingern“, deren 1. Band im Jg. 5, H. 3/4 der „Neuen Bücher“ besprochen wurde.

Die innere Problematik wächst in den Nachfahren des Per Anders mehr und mehr. Die rohe Gewalt des Stärkeren weicht der Macht des Geistes, der Impuls tritt zurück hinter dem abwägenden Gedanken. Im Mittelpunkt dieses Bandes steht Odin, ein uneheliches Kind, Sproß aus Juwikinggeschlecht. In der Kindheit wird er herumgestoßen als Hütejunge auf einem Häuslerhof, ist Wärter seiner Halbschwester und später Knecht auf dem Gute seiner Mutter, übt den väterlichen Beruf eines Kunstschreiners aus, treibt Heringsfischerei und Bauernwirtschaft, gelangt schließlich als Bürgermeister und seßhafter Mann zu seiner eigentlichen Bestimmung: Kämpfer und Führer zu werden seiner Gemeinde. Alles Schwere überwindet er in dem tröstlichen Gedanken: „Es findet sich schon immer ein Rat“ und Fehlschläge in der Zuversicht, daß alles geschieht, was geschehen muß. Als fortschrittlicher, weitblickender Mensch gewinnt er großen Einfluß auf seine Umgebung, in der ihm aber auch Feinde erwachsen.



Seinen ärgsten Gegner findet er in seinem Nachbar und Verwandten Lauris, einem Menschen mit inneren Untiefen, der sich ihm in den Weg stellt von Jugend an, die ihm heimlich verlobte Braut zum Altare führt und schließlich durch schmähliche Verleumdung und Niedertracht seine Stellung und Ehre zu untergraben sucht. Das alte Juwikingerblut bäumt sich in Odin auf. Aber als auf tobender See das Leben seines Feindes in seiner Hand liegt, bricht im entscheidenden Moment in ihm die Erkenntnis durch, daß auch Lauris ein Mensch ist, und er vollbringt gleichsam als Krönung seines Lebenswerkes seine letzte und größte Tat, den Sieg über sich selbst in der Hingabe seines Lebens für seinen Feind.

Duun läßt Odin die Idee des Romans aussprechen: „Ich will die Menschen so zeigen, wie sie durch die alten Zeiten und durch Dunkelheit bis hieher gekommen sind. . . Und zum Schluß sollt ihr den Kampf sehen, den großen Kampf, in dem alle gegen einen und einer gegen alle ist. Ihn, der alles verliert und trotzdem gewinnt. Und vieles andere," wie, so fügen wir hinzu, den sich immer wiederholenden Menschheitskampf in jedem einzelnen um Sinndeutung und Glauben. Der Dichter bringt uns den nordischen Menschen nahe in seinem Hang zum Mystischen, seinem Aberglauben, seiner Verbundenheit mit der oft düster verschwommenen Landschaft, die ihn veranlaßt, Geschehnisse zu vergrößern, zu prahlen, aber auch den Menschen, der das hinter den Dingen Liegende zu erforschen nicht ruht, mit seinem Ernst und seiner innere Zersetzung nicht duldenden Gesundheit. Bei der Undset dramatische Bewegtheit und Romantik, bei Duun die große Stille. Wir stehen gleichsam am Strom des Lebens selbst. Die feinen Naturschilderungen und Stimmungsbilder machen uns das Buch besonders lieb. Zum Schluß sei noch der schlichte prägnante Stil und die gute Übersetzung von J. Sandmeier und S. Angermann erwähnt.

Für alle Büchereien, sowohl für gebildete wie einfache Leser.

H. Vieten, Düsseldorf.

Edschmid, Kasimir, Lord Byron. Roman einer Leidenschaft. Bln, Wien, Lpzg: Zsolnay 1929. 443 S. 7.— RM.

„Ein historischer Roman mit einem aufgeregten Helden interessiert mich nicht. Aber einen vergangenen klaren Kopf, der durch dumme Legenden und moralische Prüdereien zu einem exaltierten Wirrkopf gemacht worden war, wiederum als höchst klaren und höchst heutigen Kopf vorzustellen, interessiert mich sehr." So antwortet Edschmid selbst auf die Angriffe, die sein Byron-Roman hervorrief. Unpathetisch, ohne Romantik, Dämonie und Heroismus alter Schule deckt er das Leben eines Menschen auf, der zufällig ein Dichter war. Real und nüchtern führt er es auf seine Bahn zurück, in starken Kurven vorstoßend in die glühende Mitte dieses Seins: die Leidenschaft zu seiner Schwester Augusta. Immer psychologisch ernst bemüht um erste Antriebe und tiefste Untergründe zieht er eine klare Entwicklungslinie durch alle subjektiven Wirren hindurch zum „europäischen Kopf", der im Kampf um menschliche Freiheit alle egozentrische Last verliert.

Fern aller expressionistischen Raserei ist die Sprache Edschmids hier sachlich, klar, auf das nur Notwendige beschränkt, diktiert vom augenblick-
Die lichen Geschehen, fortreißend wie das bewegte Leben, dem sie dient.
über- Charaktere sind scharf profiliert, die spezifisch englische Umwelt

raschend echt, als ob man einen englischen Autor lese. Die Liebesepisoden sind als gegebene Tatsachen ohne erotische Hervorzerrung, die große Leidenschaft zur Schwester als das A u O seines Lebens gefaßt. Das dichterische Schaffen, als Sekundäres beleuchtet, ist nur Ventil seiner Menschlichkeit.

Ein biographischer Roman von Format für größere Büchereien.

F. Dobbelmann, Düsseldorf.

Ehrenburg, Ilja, Das bewegte Leben des Lasik Roitschwanz. Aus dem Russ. von W. Jollos. 2. Aufl. Basel: Rhein-Verl. 1928. 394 S. geb. 7.— RM.

Lasik Roitschwanz ist ein jüdischer Schneidermeister aus der Kleinstadt Homel an der polnisch-russischen Grenze. Er ist körperlich abnorm klein und schwächlich. Sein Geist ist jedoch scharfsinnig, geschult am Talmud. Lasik durchschaut seine Mitmenschen klar. Er hat ein instinktmäßig richtiges Urteil auch für wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Zusammenhänge. Aber Lasik ist körperlich und seelisch zu schwach, um sich zu wehren, und er überlegt zu sehr, wie die Welt nach logischem und sittlichem Maßstabe eigentlich sein müßte, als daß er so handeln könnte, wie es das reale Leben verlangt. Ganz konsequenterweise geht es ihm deshalb nur dann gut, wenn er die Rolle eines anderen Menschentyps spielt, wenn er zum Betrüger wird. Er versucht es als Dichter, Maler, Rabbiner. Sein übriges Leben, das ihn durch alle Kulturländer Europas führt, ist ein einziger Leidensweg. Überall zieht er im Konflikt mit den stärkeren Mitmenschen den Kürzeren, er lernt wegen Eigentumsvergehens oder Betrugs die Gefängnisse jedes Landes kennen und wird schließlich als politisch Verdächtiger ausgewiesen. Lasik muß überall die gleiche Erfahrung machen, daß der Besitzlose dem Staat gegenüber so gut wie rechtlos ist, und daß die Besitzenden, Brutalen und Gewissenlosen die staatlichen Organe sich dienstbar machen können. In dem Machtorgan des Staates, der Polizei, feiert die menschliche Dummheit, Brutalität und Gemeinheit Triumphe.

Das gilt nicht nur für die Kulturländer Europas, sondern auch für Sowjetrußland. Ein wahrer europäischer Hexensabbath wird geschildert: polnisches Militärregiment, Berliner Tempo und Filmblödsinn, Pariser Snobistentum und Kaffeehauskultur, englische Bolschewistenriecherei und Frömmigkeitsspleen und endlich das „freie" jüdische Palästina unter englischer Oberherrschaft, wo der Jude Lasik verhungert. In dieser „Kulturwelt" ist alles Ideelle, aller Gemeinschaftswille nur Vorwand für das Geschäft. Lasik paßt sich dieser Welt vorzüglich an: für ein Mittagessen wechselt er politische und religiöse Überzeugung je nach Belieben, aber er ist so unvorsichtig, diese Vorurteilslosigkeit auszusprechen, anstatt nur nach ihr zu handeln.

Lasik ist ein schwatzhafter Philosoph. Das ist vielleicht das charakteristischste an ihm. Aus aller Trübsal und allem Jammer rettet er sich durch einen Redefluß, indem er sich mit dem Erlebten auseinandersetzt. Altjüdische Lebensklugheit und halbverstandene marxistische Vorstellungen mischen sich in merkwürdiger Weise. Die Sprache selbst ist ein wüstes Durcheinander von Erinnerungen, jonglierender Logik, grotesken Bildern, Gedankensplittern. Der Kern dieses Wirrwarrs ist jedoch klar. Lasik kann seinen Gesprächspartnern die Wahrheit sagen, ohne daß sie ihn verstehen.

Weniger die Satire auf die europäische Kultur als vielmehr die symbolhafte Gestalt Lasik Roitschwanz macht das Buch für politische Leser und größere Büchereien wertvoll. Dr. E. Brandt, Opladen.

Ehrenburg, Ilja, Die Gasse am Moskaufluß. Übers. von W. E. Groeger. Lpzg: List 1928. 281 S. geb. 6.— RM.

Die „Gasse am Moskaufluß" spielt wie alle bisher erschienenen Romane Ehrenburgs in Sowjetrußland. Ehrenburg lehnt den Bolschewismus weder ab, noch begeistert er sich für ihn, er ist von tiefstem Skeptizismus gegenüber jedem politischen und gesellschaftlichen Systemwechsel erfüllt. „Solange sich die Menschen nicht ändern, wird sich nichts ändern, es sei denn die Benennungen". (S. 264).

In der „Gasse am Moskaufluß" bildet das bolschewistische Staats- und Wirtschaftssystem lediglich den Hintergrund für eine Schilderung des Moskauer Elendsviertels, dessen Zustände sich unter den Sowjets infolge der Kriegs- und Revolutionswirren eher verschlechtert als verbessert haben. Ehrenburg schildert dieses sittliche und physische Elend in seiner ganzen Kraßheit, er analysiert die Seele dieser Menschen, die sittlich auf äußerst primitiver Stufe stehen, mit einer Art liebevoller Ironie. Charakteristisch für Ehrenburg ist, daß er den brutalen und naiven Egoismus dieser Durchschnittsmenschen aus einem Mangel an Phantasie erklärt: sie vermögen es nicht, sich in die elende Lage ihrer Mitmenschen zu versetzen. So ist der Durchschnitt, sind die Massenmenschen, es gibt Ausnahmemenschen, die anstelle des phantasielosen Egoismus, an die Stelle des durch Geld erkauften Genusses ein echtes, freies, von Egoismus gesäubertes Leben und eine ebensolche Menschengemeinschaft erstreben.

Auf diesen Gegensatz spitzt sich die ganze Handlung des Romans zu. Ein junges Mädchen der Intelligenz, Tanja, und ein verkrüppelter Musikant sind die Ausnahmemenschen der „Abflußgasse". Für Tanja verkörpert sich Freiheit und Erfüllung in der noch nicht erlebten erotischen Gemeinschaft. Unter dem Einfluß der bolschewistischen Anschauung, daß die Erotik lediglich eine der Fortpflanzung dienende körperliche Funktion sei, die mit Sympathie und Liebe der Beteiligten nichts zu tun hat, läßt Tanja ihren Körper mißbrauchen. Sie kommt der Verzweiflung nahe, findet aber resignierende Ruhe in der geordneten Ehe mit einem Sowjetbeamten.

In künstlerischer Beziehung ist über den Roman zu sagen: Die Tanja-Handlung gibt das Grundmotiv an, sie wird jedoch fast ganz überwuchert von der Milieuschilderung und von dem Schicksal anderer Gestalten, die mit Tanja oft sehr wenig zu tun haben. Der Autor stellt häufig eigene persönliche Betrachtungen an. Der Stil ist zuweilen sehr verklausuliert, und ungepflegt. Der Autor sieht Menschen und Dinge zu sehr mit geistreicher Überlegenheit, als daß er sie anschaulich schildern könnte. Der Stil macht den Roman für einfache Leser schwer lesbar.

Dr. Brandt, Opladen.

Faber, Kurt, Die Seelenverkäufer. Berlin: Scherl. 193 S. br. 3.—, geb. 4.50 RM.

Kurt Faber, der bisher seine Fahrten in Form von Plaudereien und Reiseerlebnissen schilderte, („Unter Eskimos und Walfischfängern", „Dem Glücke nach durch Südamerika", „Mit dem Rucksack nach Indien" u. a.)

gibt in den „Seelenverkäufern" eine Abenteuergeschichte, in der doch der Hintergrund — eine sehr lebendige Darstellung der Arktis, ihrer Landschaft, der Lebensweise ihrer Bewohner, der Wirtschaft etc. — das Wichtigste und Beste des Buches bleibt. — Der Schiffsjunge Jonny gerät — statt auf der stolzen Viermasterbark „Windsor Castle" nach Kappstadt zu fahren — auf einen alten Walfischfänger „Bononza", dessen Besatzung aus unheimlichen Gesellen und wüsten Raufbolden besteht. Sie werden nach abenteuerlichen Erlebnissen ins nördliche Eismeer verschlagen. Trinkgelage, Meutereien und schließliche Flucht in die Einsamkeit der Eisfelder, bis Jonny und zwei Mitflüchtige von einem anderen Walfischfänger, dem „Walroß", aufgenommen werden. Aber sie kommen vom Regen in die Traufe. Auch hier ist einer des anderen Feind, bis schließlich durch eine Explosion der größte Teil des Schiffes sinkt. Auch die Goldkiste, Gegenstand des Neides und gegenseitiger Kämpfe, versinkt mit ins Meer. Die überlebende Besatzung muß sich auf eine Eisscholle retten, von der sie schließlich wieder gerettet wird. —

Das abenteuerliche Geschehen des Buches ist nur Arabeske für die Beschreibung einer Walfischfängerfahrt und bietet die Gelegenheit für Landschaftsschilderungen. — Alles in allem: ein brauchbares Buch für einfache Leser und Jugendliche. Dr. W. Winker, Düsseldorf.

Fechter, Paul, Die Rückkehr zur Natur. Stuttgart, Berlin und Leipzig: Deutsche Verlags-Anstalt 1929. 416 S. geb. 7.50 RM.

Nummer 3 von „Schimpf und Ernst" Groß-Berlins und seiner Menschen und Mitmenschen der Nachkriegszeit: die Rückkehr aus der fragwürdigen Zivilisation einer möblierten Wohnung bei Fräulein Flora Düwichen zu der Natur des Eigenheims und all seinen Segnungen mit undichten Fenstern, eingefrorenen Wasserleitungen und anderen Erbaulichkeiten, die eine junge Ehe schon in Gefahr bringen können, wenn sich zum Schlusse nicht doch noch der Storch einstellt und damit alles wieder in Ordnung kommt. Unnütz, dazu noch etwas lang und breit zu sagen. Man kennt den „Kletterstangen"-Fechter nun schon, weiß, daß seine Bücher gerade den Mannsleuten ungeschminkte Wahrheiten sagen, die, wenn's von einer Frau geschrieben wäre, totsicher als Mangel an Objektivität gebrandmarkt werden würden, — und hofft, daß es mit diesem Buche, in dem die Beschreibung der Erzeugung von Dauerwellen, so amüsant sie ist, schon nicht mehr recht eigentlich dazu gehört, den „Ruck im Fahrstuhl" getan hat, und daß sich Fechter nun neue Opfer seiner behaglichen, freundschaftlich ironisierenden Darstellungskunst und -freudigkeit sucht. Immerhin gehört auch dieses Buch in die Dasengegend unserer sogenannten komischen oder doch heiteren Literatur und sei als Sommerbuch und in Sonderheit allen Siedlern aus Nächstenliebe empfohlen.

M. Schaefer, Solingen.

Fehse, Willi R. u. Mann, Klaus, Anthologie jüngster Lyrik. Neue Folge. Geleitwort v. Rudolf Binding. Hamburg: Enoch 1929. 168 S. geb. 4.50 RM.

Nur kurze Frist nach dem ersten Bande ist die Fortsetzung herausgebracht. Der Enoch-Verlag zeigt damit seinen Mut, aber auch seinen berechtigten Glauben, daß wir uns wieder kümmern wollen um unsere

lyrische Jugend, der wir uns zwar scheu und behutsam nähern wollen — die allein gelassen sein will und doch ihr Publikum suchen muß. — Aus siebentausend Gedichten, die dem Herausgeber vorgelegen haben, sind hundert ausgesucht. Sollen wir werten? Sollen wir sagen, daß manches Gedicht nicht in uns Klang werden will, daß Anfängertum sich mischt mit der Lebensfülle des wahren Dichters? Gleichviel — diese Jüngsten fühlen sich als „eine Generation", und sei es, „daß nur ihre Verwirrtheit sie eint" (Klaus Mann). — Einige wenige sind schon ans Licht gehoben: Hermann Kesten, Manfred Sturmann, Rudolf Bach. Andere noch namenlos. Jedenfalls aber sind die Gedichte Dokument einer werdenden Zeit. „Grünendes: gewiß — Knospendes: wir wollen es hoffen". Rudolf Binding hat eine Vorrede geschrieben. Wir sind seiner Meinung, wenn er sagt, „solcher Erscheinung des Anfangs kann nur ein Wort des Anfangs, ein Wort vor einer Wertung, ein Wort der Hingabe vorangestellt werden". Auch kleinere Büchereien sollten das Werkchen als Zeichen unserer Zeit einstellen.

Dr. W. Winker, Düsseldorf.

Franck, Hans, Recht ist Unrecht. Lpzg: Haessel 1928. 600 S. geb. 10.— RM.

„Neun Novellen um Eine Wahrheit", nämlich die, daß irdisches Recht Unrecht ist vor dem ewigen Recht.

„Mamschka", deren Mütterlichkeit sich am eigenen Kinde nicht auswirken darf, überträgt ihre Liebe auf den kleinen Herrensohn. Als sie ihm später gleichgültig wird, geht sie freiwillig aus dem Leben. — In „Ernte" sticht ein Junge seinem Schwesterchen die Augen aus, da es „ja nicht weh tut", wie man ihn eben noch beim Schlachten seines geliebten Ziegenlämmchens belehrt und getröstet hat. — Der Knabe „Palm" wird so stark vom Heimweh gepackt, daß er nicht einmal vor Brandstiftung zurückschreckt, um nur wieder „nah Huus" zu kommen. — Die „Tine" Warkentin aufgezwungene Ehe mit einem ungeliebten Mann führt zu Mord und schuldbeladenen Gewissen. — Grundlose Eifersucht eines Mannes löscht alles Vertrauen zu der Ehegattin aus und beschwört durch die unheimlich anklagende „Grabschrift", die beide dem toten Kindchen setzen, eine grauenvolle Katastrophe herauf. — In selbstloser Nächstenliebe erschafft Santa Esperanza Aussätzigen die paradiesische schöne Heimat „San Lazaro", nachdem ihr selbst ein Kranker dieses unheilvolle Leiden übertrug, um sich dadurch an allen Gesunden zu rächen. — „Mord an sich", führt durch wundersame Schicksalsverknüpfung zwei sich gänzlich Unbekannte zusammen, die nichts gemeinsam haben als den Willen zu töten, sodaß der gutgezielte Schuß eines Krüppels dem geplanten Selbstmord eines Lebensmüden zuvorkommt. — Erbarmungslos wird die Marquise de Verue von ihrem eigenen Gatten durch die Waffe „gerichtet", weil mitten im Toben des Weltkriegs Musik eine völkerversöhnende Brücke von ihrem Herzen zu dem eines deutschen Offiziers schlägt. — „Anselma Cornée" gibt einem jungen Rechts-Studenten die Geschichte ihres Lebens preis, um aus seinem Munde den Schiedsspruch zu empfangen. In dem Doppelsinn seines Urteils: „schuldig-unschuldig oder unschuldig-schuldig" liegt nicht nur Ausklang dieser letzten Novelle, sondern gleichzeitig auch das Motiv aller übrigen Erzählungen.

Dieses Buch voll schicksalsschwerer Begebenheiten und Seelenkata-

strophen will beweisen, „summum jus — summa injuria!“ Und die unsichtbare Frage nach dem wahren, endgültigen Recht bleibt als unbeantwortete Frage offen stehen. — Ein tiefernstes Buch, das nachdenklichen Menschen viel zu geben vermag. K. Heimann, Düsseldorf.

Frank, Leonhard, Bruder und Schwester. Lpzg: Insel-Verl. 1929. 268 S. 6.50 RM.

Lydia und Konstantin werden durch die Entzweiung der Eltern in frühester Jugend getrennt. Als sie sich später im Strome des internationalen Berliner Hotellebens wieder begegnen, verrät ihnen nichts ihre gemeinsame Herkunft. Denn Konstantin trägt den Namen einer Russenfamilie, die den Knaben nach dem Tod des befreundeten Vaters adoptierte, während die Mutter nach erfolgter Scheidung für sich und ihr damals 3 jähriges Töchterchen den alten Mädchennamen wieder annahm. Ein unbedingtes Gefühl der Zusammengehörigkeit bringt die beiden jungen Menschen schnell zueinander, und in kurzer Zeit folgt die Heirat. Die Liebenden erleben ahnungslos Wochen ungetrübter Freude, bis ganz plötzlich in ihre ekstatische Glückseligkeit die Nachricht hereinplatzt, daß ihrem Bunde der Fluch der Blutschande anhaftet. Bestürzt entflieht die Frau in die Einsamkeit, um sich und ihr werdendes Kind vor dem Geliebten zu verbergen. Doch die qualvolle Zeit der Trennung wird beiden zur Prüfung. Erkennend, daß die Größe ihrer gegenseitigen Liebe fähig ist, alles — selbst Blutschande — zu überwinden, finden sie sich wieder zu neuer Vereinigung zusammen und zwar im vollsten Bewußtsein ihrer Unschuld, da Liebe sie so unlöslich fest aneinander schmiedete, daß Trennung hier Unnatur wäre.

So gut es Frank gelingt, mit aller Feinfühligkeit seelische Gebundenheiten klar zu legen, um seinem Paar Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so liegt ihm doch mehr die Gestaltung sozialer Probleme und das Milieu seiner früheren Romane. Das mondäne Leben der großen Welt vermag er nicht in gleichem Maß zu durchdringen wie die Nöte der Jugendreife oder die Abgründe sozialen Elends. Seine Werke „Die Räuberbande“, „Die Ursache“, „Die Schicksalsbrücke“, „Das Ochsenfurter Männerquartett“ (s. „Neue Bücher“, Jhrg 5, H. 3/4) und sein Kriegsbuch „Der Mensch ist gut“ beweisen das. Immerhin soll das Buch größeren Büchereien empfohlen sein. Mögen sie es reifen Lesern weiter geben, die Verständnis für psychologische Verwicklungen und Verirrungen haben. K. Heimann, Düsseldorf.

Galsworthy, John, Ein Heiliger. Übers. aus dem Engl. von Leon Schalit. Bln, Wien, Lpzg: Zsolnay 1929. 394 S. br. 4.—, geb. 7.— RM.

„In profunder Unkenntnis der menschlichen Natur, mit einem Herzen voll Liebe und Musik, geleitet von den starren Dogmen seines Glaubens, verkörpert Edward Pierson, Priester der anglikanischen Hochkirche, das Symbol einer orthodoxen Kirche überhaupt. Ein „Heiliger“ — solange er sich darauf beschränkt, beispielgebend zu wirken, zur Ironie herausfordernd, wo er als Autorität auftritt.“ So kennzeichnet Galsworthy selbst die Hauptgestalt seines Buches.

Der Roman spielt während des Krieges, zu einer Zeit also, in der alle menschlichen Eigenschaften, gut oder böse, über ihr natürliches Maß hin-

aus gesteigert wurden. — Piersons 18 jährige Tochter Noel faßt innerhalb ganz kurzer Zeit eine leidenschaftliche Zuneigung zu dem jungen Offizier Cyril Morland, der auf seine Einberufung wartet. Noel und Cyril wollen heiraten. Pierson widersetzt sich ihrem Wunsche. Seine Überzeugung von der Heiligkeit der Ehe wird durch den Gedanken an eine solch überstürzte Heirat verletzt. Noel, in dem brennenden Wunsche, Cyril für immer an sich zu binden, selbst über den Tod hinaus, — gibt sich ihm in der Nacht vor seiner Abreise. — Cyril fällt; Noel fühlt sich Mutter. Packend ist das Kapitel, in dem sie ihrem Vater ihr „Vergehen" gesteht. Es beginnt ein Kreuzweg für Noel und Pierson, der aus seiner orthodoxen Frömmigkeit heraus von dem Gedanken durchdrungen ist, er und Noel müßten diese Sünde büßen und sühnen. Er hält es daher für nötig, Noel und ihren Knaben zu sich in sein Haus zu nehmen und somit vor der Welt und ihrem Urteil nicht zu fliehen. Der Erfolg zeigt sich bald. Seine Pfarrkinder intrigieren gegen ihn und fordern seinen Rücktritt. Er legt sein Amt nieder, um als Feldgeistlicher nach Ägypten zu gehen. —

Eine Parallelhandlung entwickelt sich zwischen Piersons Kusine Leila und Jimmy Fort. Leila findet nach einem bewegten Leben in Südafrika in dem ritterlichen Hauptmann Fort einen neuen Liebhaber. Sie erkennt aber bald, daß Forts Liebe nicht ihr, der alternden Frau, sondern Noel gehört. Nach schmerzlichem Kampf verzichtet sie. Noel findet in Fort den Mann, der zu ihr gehört. Denn sie ist wie Andrey im „Patrizier" und Gyp in „Jenseits" eine von den Frauen, die zur Liebe und Hingabe geschaffen sind. Ihre Tragik liegt nicht in dem Schicksal „uneheliche Mutter", sondern in der Möglichkeit eines dauernden Alleinseins. — Die Darstellung von Piersons innerer Einsamkeit wird vertieft durch die Schilderung seiner älteren Tochter Gratian und ihres Gatten George Laird. George ist Arzt, Naturwissenschaftler. Durch ihn lernt Gratian selbständiges Denken und Erkennen, das auch sie von der kirchlich-gläubigen Weltfremdheit ihres Vaters weit entfernt. — Ein starkes, gutes Buch, das durch Galsworthys erlebnisnahe Beobachtungsgabe und seine Menschlichkeit jedem Leser etwas zu geben hat.

G. Braun, Düsseldorf.

Galsworthy, John, Ein Kommentar. Menschen und Schatten. Aus dem Engl. von Leon Schalit. Bln, Wien, Lpzg: Zsolnay 1928. 230 S. geb. 6.— RM.

„Ein Kommentar" — Wozu? Die Antwort und zugleich das Beste, was von diesem Buch zu sagen ist, hieße kurz „zum Leben". Denn tatsächlich sind diese kurzen Schilderungen alltäglichen Geschehens so voll blutvoller Lebensnähe, daß sie schärfere Schlaglichter auf gesellschaftliche Mißstände und Lächerlichkeiten der Konvention werfen als mancher Roman in seiner Länge. — Wie immer bei Galsworthy spüren wir trotz seiner Satire, die oft hart geißelt, sein warmes menschliches Herz. — Der Leserkreis wird allerdings keinen allzu großen Radius annehmen. Bücher wie dieses erfordern Besinnlichkeit, Aufnahmefähigkeit, Verzicht auf Tempo und spannende Handlung. Für die wenigen aber wertvollen unter den Lesern, die noch Zeit haben, sei das Werk allen Büchereien empfohlen.

G. Braun, Düsseldorf.

Gunn, Mrs. Aeneas, Wir aus dem Niemals. Roman a. d. austra- lischen Busch. Frei n. d. Engl. v. Alice Schalek. Mit eigenen Aufn. d. Übers. Berlin-Zehlendorf: Sieben Stäbe-Verl. 234 S. geb. 5.50.

„Jeder Ort ist für eine Frau geeignet, vorausgesetzt — daß die Frau für den Ort geeignet ist."

Diesen Grundsatz beweist die kleine, energische Missus, (d. i. Herrin), an der Seite ihres Mannes, eines Maluka, (d. i. englischer Prinzipal über die eingeborenen Viehhirten eines Distriktes im Innern Australiens). Hier im Territorium, das nur eine einzige Bahnverbindung mit der Außenwelt besitzt, in diesem Lande des „Zeit genug", des überzeitlichen „Niemals", (the Never-Never), ist ein Tag wie der andere, ein Tag wie ein Jahr, ein Jahr wie ein Tag. Man weiß hier nichts „vom Tempo unserer Zeit" und lebt in einer räumlich wie zeitlich unbeschränkten Ewigkeit. Dennoch hat die kleine Herrin als einzige kultivierte Frau im erreichbaren Umkreis aller- hand in ihrem Anwesen zu tun, denn der Mann ist oft Tagereisen weit auf Kontrollritten entfernt. So ist sie in allen Entschlüssen auf sich selbst angewiesen und muß dazu bei jedem mit dem Urbeginn der Dinge an- fangen, um z. B. einen Holzzaun zu errichten, müssen erst geeignete Bäume im Urwald gesucht und geschlagen werden. Das Sprichwort sagt: „Wir draußen im Busch müssen die Hasen erst fangen, bevor wir sie braten", wobei der Hasenfang schwer und langwieriger ist als das Braten, jedoch zum lustigsten Teile der Mahlzeiten gehört.

Das Buch hat viele Längen und Breiten, die, fortgelassen, keine Lücke erzeugen — obwohl die Übersetzerin schon gekürzt und „freier durchge- führt" hat. Diese Bearbeitung, zu der noch einige Lichtbilder kommen, rechtfertigt aber nicht, daß der deutsche Verlag und mit ihm einige Kriti- ker die Übersetzerin an Stelle der Verfasserin setzen.

In der Volksbücherei findet das Buch viele Freunde unter Lesern exo- tischer Reisebeschreibungen. Ein Roman im üblichen Sinne ist es nicht, weil es nur Zustandsschilderungen aber keine Charakterentwicklung und keine dramatische Behandlung seiner Probleme gibt.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Harich, Walther, Jean Paul in Heidelberg. Itzehoe: Martin 1928. 67 S. 4.— RM.

Der Biograph und feinsinnige Literaturkritiker Walther Harich ist hier zum Dichter geworden und zeichnet in meisterhafter Stilgestaltung die Liebe und letzte große Leidenschaft des alternden Dichters Jean Paul zur Heidel- berger Professorentochter Sophie mit so viel einfühlender verstehender Liebe, daß die kleine Erzählung mit zu den Kleinodien unserer Novellen- kunst gerechnet werden kann. — In dem Buch ist mehr geschildert als etwa die rührende Alterstragödie Jean Pauls oder etwa die Emotionen seiner letzten Reise nach Heidelberg. Die inneren und äußeren Geschehnisse sind nur Symbol für die geschichtliche Wende einer Zeit, die die Epoche unserer großen beseelten Dichter war. Und was nun kommt, ist die Zeit Hegels und der Gebrüder Schlegel, in der kein Raum mehr war für den Dichter eines „Hesperus" und einer „Levana".

Das Buch gehört in jede Volksbücherei und kann dem einfachen wie dem verwöhnten Leser in die Hand gegeben werden.

Dr. W. Winker, Düsseldorf.

Hausmann, Manfred, Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken. Abenteuer eines Wanderers. Bremen: Schünemann 1929. 258 S. geb. 6.— RM.

Landstreicherromane gibt es viele, und sie werden immer gerne gelesen; wir haben wohl alle im tiefsten Innern Freude am Vagabundieren und ziehen deshalb gerne mit — wenn auch nur im Geiste vom bequemen Sitze aus. Vorliegendes Buch gibt einen Ausschnitt aus solch einem Wanderleben; ein zweiter Band ist unter dem Titel: „Salut gen Himmel" jetzt erschienen. — Zu erzählen ist nicht viel: ein Landfahrerleben, von den Zufällen der Landstraße abhängig. Das Wertvolle daran ist das, was Hausmann alles hineinlegt, oder besser herausholt als Künstler, Philosoph und besonders als Naturphilosoph. Wie immer, wenn fahrende Gesellen von ihrem Leben erzählen, werden viele Mädchen geküßt in Kammern und Heuhaufen, im Wald und am Meer. —

Das Buch ist leicht und amüsant geschrieben, dabei doch gehaltvoll und voll künstlerischen Empfindens. Für alle Leserschichten.

E. Coßmann, Düsseldorf.

Heinrich, Karl Borromäus, Maria im Volk. Erzählungen. Neue Folge. M.-Gladbach: Volksvereinsverl. 1928. 160 S. geb. 6.50 RM.

Das Buch bildet die Fortsetzung zu den vor kurzer Zeit erschienenen Erzählungen gleichen Titels (s. „Neue Bücher", Jg 5, H. 3/4). Es sind Wunderlegenden von der Gnadenwirkung der Mutter Maria aus dem Mittelalter (Kreuzzüge) und dem 17. Jahrhundert, sowie Berichte über die seelenwandelnde Kraft des religiösen Glaubens an die Mutter Gottes (plötzlicher Durchbruch der Glaubensüberzeugung, Einkehr des Herzensfriedens).

Heinrich bemüht sich, moderne Erkenntnis und alten überlieferten Glauben in Einklang zu bringen. Er betont des öfteren, daß das katholische religiöse Erlebnis der alten Geschichten heute noch die gleiche Kraft hat, mögen sich die äußeren Umstände auch noch so sehr geändert haben. Er verlegt in den in der Jetztzeit spielenden Geschichten das äußere, den Ablauf des kausalen Zusammenhangs unterbrechende „Wunder" in das Gebiet des Seelischen. Stofflich allerdings wagt sich Heinrich nicht an moderne Verhältnisse. Die Erzählungen aus der Jetztzeit spielen in ländlichem Milieu und unter primitiven Menschen. Der Stil ist feierlich-gemessen mit deutlichen Entlehnungen aus der Sprache der Bibel. Er ist dem Stoff durchaus angepaßt und wirkt abgesehen von der häufigen Verwendung altertümelnder Füllworte wie „wohl, gar, siehe u. a." nicht manieriert.

Die Erzählungen sind in Motiv und Darstellung völlig frei von aufdringlicher Erbauungstendenz. Religiös gesehen, liegt ihnen ein echtes tief empfundenes Erlebnis zugrunde. Dies religiöse Erlebnis ist nicht einfach und unmittelbar, sondern es wird zugleich ästhetisch empfunden, daher die Freude des Verfassers an den alten echten Wunderlegenden und der Gebrauch eines altertümelnden gewählten Stils. Diese Eigenart begrenzt den Leserkreis des Buches. Sie wird im allgemeinen nicht nur den religiös Indifferenten, sondern auch den einfachen, unmittelbar empfindenden, religiösen Menschen als Leser ausschließen. Dr. E. Brandt, Opladen.

Jaloux, Edmond, Dich hätte ich geliebt. Übertr. von Friderike Maria Zweig. Lpzg: Reclam 1928. 175 S. 5.— RM.

Mit „feinen ironischen" Worten schreitet der Spätmensch des 20. Jahrhunderts durch dieses Buch mit seinen komplizierten psychischen Bedingtheiten, jener Eklektiker, der sich zu seinem Standpunkt den Dingen gegenüber bekennt, den er „Kosmophilie" nennt, und der mit Thomas Mann'schen Ausklängen in zweckbefreite künstlerische Schönheit, mit Felix Holländers Flucht in uralte buddhistische Weisheit rivalisieren könnte. — — Der Redakteur der Egalité heiratet aus Sehnsucht nach Ruhe eine Frau des Alltagslebens, die völlig aufgeht in kurzsichtiger Diesseitigkeit. Sie drängt ihn mehr und mehr hinein in ein Traumleben, dessen Mittelpunkt jene Frau wird, die ihm vielleicht prädestiniert war, deren Eigenschaften er phantasiemäßig ausgestalten kann in jenen Briefen, die er an diese Frau schreibt, und die er doch nicht absendet. Ihr gilt sein Traum, sein inständigstes Hoffen, und als er sich endlich von unwürdigen Fesseln befreit sieht, als sich seine Wünsche zum Vorgefühl des Besitzens versteigen, da weilt sie nicht mehr unter den Lebenden. Er aber überwindet den Schmerz, der nietzschehaft welttief ist, in der beglückenden Gewißheit, ein köstliches Gut, einen unverlierbaren Schatz in der Fülle leuchtender Erinnerungen zu besitzen, die ihm wurden. — — Im Stile weicht ein anfängliches Brillantfeuerwerk des Esprits einem immer tieferen Ernst, der der letzten wehen Resignation vollauf gerecht wird. — — — In Lesern, die der seelischen Spannweite des Buches gewachsen sind, dürfte dies Erlebnis von der Überwindung des Leids, das der Kernpunkt alles Geschaffenen ist, durch den selbstherrlichen Stolz des unumschränkten Individuums auf sein unverlierbares seligstes Erinnern noch tief und lange nachklingen.

Dr. P. Engels, Düsseldorf.

Janoske, Felix, Reise nach Lübeck und andere Erzählungen. Breslau: Bergstadtverlag 1929. 123 S. br. 3.20, geb. 4.50 RM.

Der kürzlich verstorbene Dichter F. Janoske, bekannt geworden u. a. durch seine fröhlich ernsten Romane „Kantor Kalmus" — „Onkel Elias", schenkt uns hier einen kleinen Novellenband, der sich nach der 1. Erzählung betitelt.

Sie versetzt uns in die Zeit des Schwedenkönigs Karls XII. Der junge L. Händel kommt als Organistenanwärter nach Lübeck. Sein großes musikalisches Können sichert ihm die Stelle, doch ist an ihre Übernahme die stillschweigende Bedingung geknüpft, daß der junge Nachfolger des alten Organisten Töchterlein zu freien hat, die auch sofort in Liebe zu ihm entbrennt. Doch erkennt sie noch rechtzeitig, daß er, der weniger aus Berechnung als aus Gutmütigkeit um ihre Hand bittet, ihr Gefühl nicht in gleichem Maß erwidert. Sie verzichtet und gibt den Mann frei, um den Künstler in ihm zu retten.

Die zweite Novelle „Ananas" spielt in Breslau und ist eine launige Liebesgeschichte, bei der sich die Liebenden schließlich mit dem Segen der anfangs miteinander verfeindeten Eltern zusammen finden, und bei der eine selbst gezogene, als wahres Naturwunder zu betrachtende Ananasfrucht eine große Rolle spielt.

Die 3. Geschichte, „Der Buschprediger" schildert, wie Martinus Lezius als Hauslehrer und heimlich amtierender evangelischer Geistlicher auf der

Strittburg in Schlesien z. Zt., als die Katholiken die evangel. Lehre unterdrückten, den Freiwerber abgibt für seinen Brotherrn, einen alten Obersten, der seine jugendliche Nichte heimführen will; wie er weiter bei einem Überfall marodierender Russen auf das Schloß durch sein rechtzeitiges Eingreifen die Burginsassen rettet und sich selbst die liebliche Nichte, die ihm stets zugetan war, erringt.

Alle drei Erzählungen atmen die schlichte und im schlesischen Charakter liegende anspruchslose Gesinnung des Verfassers, eine tief-ernste Lebensauffassung, die, verbunden mit einem feinen Humor, den Widerwärtigkeiten des Lebens zu begegnen weiß.

Sie können von jedem, auch jugendlichen Leser, mit Genuß gelesen werden. A. Walther, Düsseldorf.

Kesten, Hermann, Ein ausschweifender Mensch. Das Leben eines Tölpels. Berlin: Kiepenheuer 1929. 224 S. br. 4.—, geb. 6.— RM.

„Jeder junge Mensch, gefangen in überlieferten Idealtheorien, gefesselt von Familie, Tradition und Staat, gefoltert durch ein vorgeschriebenes Ausbildungs- und Liebesleben, überall und immer geistig-seelisch eingeengt von den befehlshaberischen Erwachsenen und ihren Interessenverhältnissen sucht aufrührerisch „die Freiheit" in der „Sklavenwelt" und gerät mit der Wirklichkeit in daseinsgefährdende Kämpfe, weil er zu „ehrlich", zu „gerade" und zu „stolz", d. h. zu „tölpelhaft" ist, lebenskundige Kompromisse zu schließen."

Dieses im letzten Jahrzehnt wiederholt gestaltete Problem behandelt Kesten auch im vorliegenden Roman mit einer ätzenden Schärfe, die dem Buche den Vorwurf berechneter Konstruktion nicht ersparen kann, weil ihm alle ausgleichenden Übergangsfarben im Charakter- wie im Handlungsbilde fehlen.

Josef, ein 18—20jähriger, modern verhetzter Großstadtjüngling mit radikalen Utopien leidet geradezu an seiner gegenstandslosen Freiheitsgier und opfert ihr fanatisch-schüchtern-tölpelhaft alle persönlichen Vorteile und Annehmlichkeiten des Lebens, ohne damit irgend etwas zu erreichen. Seine erschütterndste Erkenntnis ist, daß „gesetzmäßiges Unrecht heiliger sei als ungesetzliches Recht". Lieber begeht Josef gesinnungstreue Verbrechen oder Dummheiten als verbrecherische Gesinnungsopfer zu Gunsten praktischer Lebensweisheit. Jede höhere Einsicht, solche Kontraste zu meiden, geht seinem brodelnden Geiste ab. Vor Beginn des Weltkrieges, „dieser Börsenspekulation und Zollangelegenheit", diesem „Industriemanöver", eilt er nach Holland, wird bald in radikale Verschwörungen verwickelt, festgenommen und von einem väterlich verstehenden Richter als minderjähriger Schwätzer freigesprochen.

Josefs schwarzer Gegenspieler ist sein Vater, sozialistischer Redakteur, M. d. R., Akademiker im üblen Sinne und gewissenloser Lebemann, alles in einem: ehr- und würdelos, aber lebenskundig. Er verführt z. B. die von fern Angeschwärmte seines Sohnes und läßt sie zur Prostituierten werden, ohne geringste Rücksicht auf den jugendlich Liebenden zu nehmen oder auch nur seinen eigenen Ruf zu schützen.

Die erbarmungslose Schärfe der Extremgedanken und des Schreistils, die giftig zersetzende Desillusion jeglicher positiven Weltanschauung, die krasse Enthüllung tiermenschlicher Sexualität, die das Seelische nur als

Schminke und Köder mißbraucht, das ernüchternde Niederzerren alles dessen, was Menschengeist bisher geschaffen, all dieses eignet das Buch nur für solche Leser, die in diesen Jugenderlebnissen den „gärenden Most" erkennen, der dennoch einen guten Wein geben wird. Für Stoffleser ist das Buch sittlich gefährdend.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Klabund, Rasputin. Wien: Phaidon-Verl. 1929. 151 S. geb. 3.50 RM.

Der kurze Auftakt zum eigentlichen Geschehen ist das künstlerisch Wertvollste und Stärkste des Buches. Es ist, als risse ein Blitz eine Landschaft aus unbekanntem Dunkel in grellstes Licht. Mit ein paar Worten zeichnet Klabund im „Vorspiel" die Geschichte von Rasputins Herkunft; die Geschichte seines Vaters, der ein Totschläger, Trinker und armseliger Postknecht war. —

Der eigentliche Roman setzt ein, als Rasputin 20 jährig die Stelle seines Vaters, der ins Gefängnis wanderte, übernimmt. Rasputin, ein Bauer, „wie es 50 Millionen davon in Rußland gab", unterscheidet sich nur in einem Punkte von den anderen: Er glaubt an sich. Seine Verehrung dessen, was er bei den „Vornehmen" sieht, bleibt nicht passiv. Er will selbst hinauf. Die Begegnung mit einer Dame des Zarenhofes gibt ihm den ersten Anstoß zur Aktivität. Er lernt lesen und schreiben, wartet auf sein Schicksal. Und es kommt. Man ruft ihn, den „gelehrten" Bauern, nach Moskau als Vertreter des Landvolkes. Rasputin ist schlau, wie kein zweiter versteht er Konjunktur auszunutzen. Sein Erfolg und Aufstieg sind von solch überraschendem Tempo, daß die Masse dadurch vom Gefühl des Wunderbaren erfaßt wird, das diesem Manne eignen müsse. Nach Klabunds Schilderung ist er nichts weiter als ein Mensch, begabt mit allerdings ganz außergewöhnlich stark ausgeprägtem Gefühl für das, was man gemeinhin als „sich in Szene setzen" bezeichnet. Zum Verhängnis wird ihm sein allzu hemmungsloses Sichausleben. Die Stimmung des Volkes schlägt um, und es findet sich natürlich der Mensch, den persönliche Eifersucht zum Werkzeug der Vielen macht. Aber tragische Ironie: der Mörder ist kein Mann aus dem Volke. Und dieses sieht nach geschehener Tat im Gemordeten nur mehr den Märtyrer, der „von den feinen Leuten ermordet wurde, damit das russische Volk nicht mehr das Ohr des Zaren besitze." Um sein Grab erwacht die Legende. — Für Leser mit Verständnis für stilistischen Aufbau und sprachliche Schönheit. Für einfachere Leser ist wegen des zu sensationellen Stoffes Vorsicht geboten.

G. Braun, Düsseldorf.

Kölwel, Gottfried, Volk auf alter Erde. Bd 1. Mch.: Georg Müller 1929. 296 S. geb. 7.— RM.

Kölwel „versucht, ein Werk zu schreiben, das im (echt bayerischen) Volke wurzelt" und gibt uns im vorliegenden 1. Bande zunächst „das Komödienhafte", weil der Humor eine Haupteigenschaft des einfachen Menschen ist. Im 2. Bande soll „hauptsächlich die tragische Seite des Volkes" aufgezeichnet werden und ein 3. Buch „München" das Gesamtwerk beschließen.

In bayerisch-gemütlichem aber dialektfreiem Plauderton erzählt Kölwel vom urwüchsigen Landvolke, von seiner langsamen Denkart, seinem

naiv harmlosen Lebenshumor, seiner unbewußten Weisheit in Sprichwort und Gleichnis, den Sitten und Gebräuchen, aber auch von seinem Aberglauben.

Da stellt die Buchsaßbäuerin während des Sommers ihre Milch in die kühle Kirche, weil der heilige Quirin sie vor dem Sauerwerden schützt. Da legt sich der verschuldete Niggerlbauer als tot auf die Bahre, die Bäuerin bestäubt ihn mit Mehl und heult herzzerreißend, — um den Gerichtsvollzieher zu täuschen. Ein Priester versteckt seine geräucherten Schinken hinter dem Altar des heiligen Georg, und der diebische Meßner will ihm weißmachen, der Heilige hätte ihn bestohlen. Ein reiches Bauernpaar macht eine Wallfahrt um Kindersegen und erhält diesen, jedoch auf natürliche, außereheliche Art. Frau Übele rächt sich an dem vermeintlich ungetreuen Mann durch eine Untreue ihrerseits, um dann zu erkennen, daß der Mann natürlich unschuldig sei. Die Magd Marie verschlingt „aus Versehen" ein Hexenbrot, das unfruchtbare Kühe zum Kalben bringt und gibt diesem dann die Schuld an ihrem Zustande. Das nur einige Proben aus dem Inhalt.

Leider wählt Kölwel die nicht volkstümliche Form der pointierten Novelle, anstatt aus jedem Bande, der eine Sammlung solcher Einzelerzählungen darstellt, einen lebensbunten, episch breiten Bauernroman in örtlicher Einheit und zeitlicher Folge aufzubauen. Dieser Nachteil wird Kölwels Trilogie nicht zu der Volkstümlichkeit bringen, die sie verdient. — Der naiv beschauliche Ton nimmt allen Vorfällen die satirische Schärfe und auch das Anstößige.

Für Leser, die sonst Bauernromane lieben.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Kohne, Gustav, Die Sippe der Uhlenkloofs. Leipzig: Grunow 1928. 441 S. 5.—, geb. 8. —RM.

Wie die meisten seiner Romane läßt Kohne auch das jüngste Werk in der Heide spielen. Und zwar geht er zurück bis auf die Zeit, in der man sich einfach ein Stück Land aneignen und urbar machen konnte, wenn nicht gerade ein anderer es mit Beschlag belegt hatte. Kaspar Uhlenkloof und Ursula Hingstberg wagen es, sich in einer verrufenen Wildnis, in der der Teufel noch hausen soll, niederzulassen. Sie machen das Land in schwerer Arbeit und trotz hartnäckigster Anfeindungen der abergläubischen Nachbarn fruchtbar und werden die Stammeltern der Sippe der Uhlenkloofs, der späteren adeligen Besitzer des Sassenkolks. Die Schicksale der Sippe werden dann über einen Zeitraum von 400 Jahren von der Reformation bis zur Gegenwart in viel zu kurzen Einzelbildern ohne Übergänge und inneren Zusammenhang weitergesponnen. — Nach Stilgestaltung und Darstellungsform ist das Buch z. T. geradezu primitiv. Die Art der Verwendung mundartlicher Brocken ist unkünstlerisch. Die Charaktere sind nur flächig gesehen. Diese „kernigen", „urdeutschen", „schollentreuen" Menschen sind letzten Endes „von peinlicher Blutleere" und ihre schönen Reden bleiben „Worte — nichts als Worte". — Bei der guten Gesinnung, mit der das Buch geschrieben ist, bleibt die Notwendigkeit einer Ablehnung bedauerlich, aber unumgänglich.

Es ist die Aufgabe der Volksbücherei, auch gegen solchen Heimatkitsch Front zu machen. Dr. W. Winker, Düsseldorf.

Kraze, Friede H., Die Freiheit des Kolja Iwanow. Einmalige Sonderausgabe. Braunschweig: Wollermann 1928. 367 S. geb. 6.50 RM.

Zwischen Orscha und Moskau liegt der große, reiche Gutshof des früheren Generals Alexander Goldunow vom Pietro-Pawlowskschen Regiment. „Seine Seelenzahl beträgt siebenhundertfünfundzwanzig". Im Herrenhaus herrscht das verwöhnte ästhetisch-aristokratische Genuß- und Gönnerleben, die Herren in bunten Uniformen, die Damen in duftigen Krinolinen. In kleinen Baracken wohnen die Knechte und Mägde als rechtlose Leibeigene, vom herrischen Vogt nach Bedarf mit Weidenruten gezüchtigt und auch sonst seiner Willkür ausgeliefert. In solcher Umwelt ist es nichts Besonderes, wenn der Gutsherr einen leibeigenen Gärtner nach außerhalb verkauft, seine mutter-werdende Frau aber als Arbeitskraft und Ersatzträgerin behält. Das bald danach vaterlos geborene Kind Kolja verliert auch seine Mutter, da diese im (nicht geschilderten) Seelenschmerz trübsinnig und blöde wird. Kolja wächst ziemlich wild unter dem Hofgesinde auf. Nach Jahren erkennt man, daß er „das Heilende in der Hand hat", d. h., daß er durch Handauflegen und Streicheln Schmerzen besänftigt. Als Wunderkind wird er von der kranken Frau des Gutsherrn in die Familie aufgenommen und als Sohn erzogen. Später wird er ein vielgesuchter Arzt in Petersburg, verliert aber den inneren Zusammenhang mit der Heimat und ihrem niederen Volke, das in ihm seinen Führer aus der sozialen Not sieht. Als bittere Lebensenttäuschungen und andere Schicksalsschläge ihm die Erkenntnis aufzwingen, wie unfruchtbar, würdelos und geistig-seelisch leer das nur egozentrische Streben ist, eilt er in die alte Heimat zurück, um dem leibeigenen Volke zu helfen. —

Das Problem, als Leibeigener die höchsten Kreise der Bildung, Kultur und Zivilisation zu erreichen und dennoch nicht Herr über sich selbst zu sein, ist mehr äußerlich als seelisch erfaßt.

Ganz aus russischem Milieu gesehen ist nur der greise Nikanor, eine sympathische Nebenfigur. Alle anderen Menschen tragen mehr ostdeutsche als russische Züge in Charakter und Handlung. Auch landschaftlich gibt der Roman mehr deutsche als russische Hintergründe.

Er eignet sich als Durchschnittsunterhaltung für Frauen, die Bauernromane lieben mit haushaltskundigen Beobachtungen, etwas sentimentalen Auftritten, einfach dargestellten Seelenkonflikten und moralischen Lehrsätzen. Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Kunde, Wilhelm Gerd, Susanne Gülden. Bln: Grote 1928. 344 S. 5.— RM.

Ein Erstlingswerk, in dem ein recht belangloses Mädchenschicksal sentimental dargestellt wird. Susanne lernt im Seebade einen verheirateten Musiker kennen, der mit ihr ein heimliches Verhältnis unterhält. Auch nach dem Seeaufenthalt werden die Beziehungen in Hamburg fortgesetzt. Der Mann hofft, unter dem Einfluß der ersten Liebe des jugendlichen Mädchens seine musikalischen Pläne verwirklichen und sich von der ungeliebten Frau scheiden lassen zu können. Beides mißlingt. Während der Musiker daran zerbricht, braucht Susanne Jahre, um das Opfer ihrer Jugend zu verschmerzen. Endlich heiratet sie einen ungeliebten Mann, den Teilhaber ihres Vaters, und stirbt bei der Geburt ihres ersten Kindes.

Diese alltäglichen Tatsachen werden in dem leichtverständlichen rührseligen Stil anspruchslosester Familien- und Frauenromane, wie sie „unterm Strich" erscheinen, dahererzählt. Wir haben deshalb allen Grund, zunächst die weitere Produktion des Verfassers abzuwarten.

Dr. P. Engels, Düsseldorf.

Larsen, Anker, Die Gemeinde, die in den Himmel wächst. Lpzg: Grethlein 1928. 310 S. 4.— RM.

Es dürfte kein starker Anreiz zum Lesen sein, schon im Titel auf die religiöse Welt eines Buches verwiesen zu werden. Von einer Gemeinde aber handelt nur der Ausgang, und eingangs wird auf sie hingewiesen. Dagegen verweilt das Buch bei dem Menschen, der allen durch die Kraft seiner Persönlichkeit diese Gemeinde schafft. Er ruft sie durch seinen Tod endgültig ins Leben.

Dieser Bauernsohn und begabte Mensch, von dem das Buch in Legendenform erzählt, stellt in früher Vollendung ein innerlich abgeschlossenes Leben dar. Dadurch, daß er trotz glänzenden Examens nichts unternimmt, als den heimischen Boden zu bearbeiten und „das heilige Dasein", das nur von „Gott" sein könne, zu lieben, wird er zu einem Heiligen der Erdengläubigkeit, während sein Dorf vermeint dahinter zu kommen, daß er eine überschätzte Begabung ist.

Nicht nur wegen des bedeutenden Themas an sich ist das Buch groß, sondern weil dies Thema durch eine Welt von Poesie erschlossen wird. Die Ereignisse sind insofern nebensächlicher Natur, als von ihnen allein der Wert des Buches nicht getragen werden braucht. Sie sind — der frühe Tod und das unerzwungene Werden der Gemeinschaft — verklärte Wirklichkeiten. Der Zauber des Werkes liegt bei der wunderbaren Kindeswelt und der erstaunlichen Sicherheit, mit der hier die höchsten Einsichten, die um uns Moderne schwingen, in einem abseitigen Leben sich Bahn brechen. „Gott seine Erde wieder geben" ist aus einer Aufgabe des Predigers zu einer des Dichters geworden. Für alle Leser.

Dr. W. Ropertz, Gladbach-Rheydt.

Lidin, Wladimir, Der Abtrünnige. Berlin, Leipzig, Wien: Drei-Kegel-Verlag 1928. 337 S. 4.80 RM.

Der „Abtrünnige" ist ein junger Arbeiterstudent, der in Moskau Technik studiert. Sein noch nicht gefestigter Charakter vermag die schwere Entscheidungsfrage, die an jeden Proletarierstudenten herantritt, nicht zu lösen, die Frage, ob es sich verlohnt, die Jugendzeit unter Entbehrungen ohne jeden Genuß in schwerer Studienarbeit zu verbringen, um dann einige Jahre auf Anstellung zu warten und schließlich in einem mäßig bezahlten Posten in irgendeinem Provinznest zu enden. Anstelle dieses klar vorausgeschauten engen Daseins locken das Genußleben der Großstadt und die leichten Verdienstmöglichkeiten zweifelhafter Geschäfte. Der „Abtrünnige" läßt sich von diesem Leben mit forttragen, begeht einen Mord, um einen Betrug zu verwischen, stellt sich jedoch der Polizei, um seine Verbrechen zu büßen und dann in die Arbeitsgemeinschaft und zu den Freunden seines früheren echten Lebens zurückkehren zu können.

Das Motiv des Jünglings, der „vom rechten Weg abkommt", „auf die Bahn des Verbrechens gerät", endlich aber doch „zu sich selbst zurück-

findet", ist alt und oft mißbraucht. Lidin hat jedoch das Milieu, in dem die Entwicklung des Studenten vor sich geht, so realistisch gezeichnet, daß seine Schilderung wahr und glaubhaft wirkt. Das Leben der genußsüchtigen sowjetistischen Schieberbourgeoisie auf der einen Seite und das Hungerdasein des kommunistischen Proletarierstudenten auf der anderen Seite, diese Gegensätze müssen in der Tat die stärksten seelischen Spannungen erzeugen.

Die Charaktere der einzelnen Romanfiguren sind zu schematisch und typenhaft gesehen. Der Held des Romans ist allzusehr der naive, schwache, unselbständige, idealistische Jüngling, der sich ganz von seinen „Freunden" leiten läßt, Gedichte schreibt und an seine Jugendliebe denkt. Eine Entwicklung seines Charakters zu innerer Festigkeit findet nicht statt. Auch seine innere Umkehr ist lediglich auf zufällige, von außen kommende Einflüsse von seiten Dritter (Begegnung mit dem Pflegevater und der Jugendliebe) zurückzuführen.

Die Handlung des Romans ist einheitlich, geschlossen und konsequent durchgeführt. Die Einzelfiguren sind den Zwecken des Romans jedoch zu sehr untergeordnet. Sie scheinen oft eigens erfunden zu sein, damit die Handlung gefördert wird.

Der Stil des Romans ist zum Teil noch nach der üblichen Schablone ohne eigenen Akzent. Die einzelnen Sätze sind inhaltlich überfüllt. (Häufung der Beiworte). Die Bilder und Vergleiche sind oft schief. Nur wenn die Handlung dramatisch wird und schnell fortschreitet, ist Lidin seiner Aufgabe besser gewachsen.

Zusammenfassend kann man sagen, daß Lidins Eigenart und Talent, die in diesem Erstlingsbuch zu spüren sind, vielleicht stärkere Leistungen erhoffen lassen. Dr. E. Brandt, Opladen.

London, Jack, Die Herrin des großen Hauses. Übers. von Erwin Magnus. Bln: Universitas 1929. 310 S. br. 3.—, geb. 4.80 RM.

Der Roman berührt ein Problem, das London in seinen bisherigen Werken nie in den Mittelpunkt stellte, das Problem: Liebe und Weib. Und, um es gleich vorweg zu nehmen, hier versagt London.

Der Held des Romans, Jack Forrest, trägt in vielem, besonders als Landwirt und Viehzüchter, ganz die Züge Jack Londons, wie das aus der letzthin erschienenen Lebensbeschreibung deutlich hervorgeht.

Als Kind schlug Dick bereits seine eigenen Wege ein, sah sich, schon früh mittellos, in der Welt um, erwarb sich später mit Hilfe seines väterlichen Vermögens in wenigen Jahren eine umfassende Bildung und zeigte der Welt, wie man Landwirtschaft wirklich rationell betreibt. Sein Lebenswerk wurde gekrönt durch den Besitz einer Frau, die er auf seinen Reisen kennen gelernt hatte. Diese Frau, vermögend, dabei klug, schön, Meisterin auf allen Gebieten des Sports, in der Musik, lebt als die viel gefeierte Herrin des großen Hauses 10 Jahre in glücklicher Ehe, als ein Freund ihres Mannes Konflikte heraufbeschwört und ihre Liebe gewinnt. Ehrlich gegen sich, gegen ihren Mann, gesteht sie ihm offen ihr Gefühl für seinen Freund, sucht aber gleichzeitig bei ihm Rat und Hilfe. Ihr Mann will sie frei geben, denn „es ist nicht richtig und bringt keine Befriedigung, die Frau, die man liebt, auch nur einen einzigen Augenblick länger zu halten, als sie es wünscht." Da er jedoch ohne diese Frau nicht leben kann,

beschließt er, von einer geplanten Jagd nicht zurück zu kehren. Aber auch die Frau beabsichtigt, den Knoten auf dieselbe Weise zu lösen, kommt ihm zuvor: sie erschießt sich.

Der Roman wird natürlich — schon weil es ein London ist — freudige Aufnahme in allen Leserkreisen finden; er besitzt jedoch nicht die Urwüchsigkeit und Frische, die sonst Londons Büchern eigen; er ermüdet sogar in seinen Ausführungen über landwirtschaftliche Probleme, bringt lange philosophische Debatten, musikalische Auseinandersetzungen, die scheinbar nur den Zweck haben, über die fehlende Handlung und den Mangel an innerer Tiefe hinweg zu täuschen. Die Lösung befriedigt nicht, überzeugt noch viel weniger, kurz: Dieser Roman ist von allen Schriften Londons am ehesten in den Büchereien zu entbehren. A. Walther, Düsseldorf.

Marcu, Valeriu, Das große Kommando Scharnhorsts. Die Geburt einer Militärmacht in Europa. Ill. Lpzg: List 1928. 346 S. 10.— RM.

Als „jeder Zaunkönig sein hölzernes Versailles hatte“ und Preußen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen schlief, erbaute Graf Georg Wilhelm, Fürst zu Schaumburg-Lippe, für seine 12 Kadetten (darunter Scharnhorst) im Steinhuder Meer eine Liliput-Wasserfestung, die Wiege des preußischen Militarismus.

Vorliegendes Buch des Leninbiographen („Neue Bücher“, Jg 5, H. 3/4), nur dem Rahmen nach ein historischer Roman, nur oberflächlich betrachtet eine Lebensbeschreibung, ist in Wirklichkeit eine sozialistisch analysierende Kritik der deutschen Wehrmacht, eine Tiefenpsychologie des Krieges überhaupt, der man auf jeder Seite des Verfassers Bedauern anmerkt, nichts von seinem Geiste dem vorigen Jahrhundert abgeben zu können. Es ist ein farbenprächtiges Gedankenfeuerwerk aus dem „Lexikon großer Versprechungen des beginnenden 19. Jahrhunderts“; hauptsächlich geschrieben von Novalis, Humboldt, Napoleon, Gentz, Metternich, Schlegel. . . Goethe und Schiller, den „beiden Gefangenen der Literaturdörfer Weimar und Jena“.

Für einen begrenzten Kreis sozialistisch eingestellter Leser geeignet. Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Masters, E. L., Der Hochzeitsflug. Mit einer Vorrede von Upton Sinclair. Deutsch von Anna Nußbaum. Wien u. Lpzg: Speidel 1929. 461 S. br. 4.50, geb. 7.— RM.

„Rechtsanwalt in Chicago“ war E. L. Masters, — so versichert uns Upton Sinclair mit übertriebenem Lob des Verfassers in seiner Vorrede. Für Problemleser mag es auch von Bedeutung sein, daß der Stoffinhalt eines Romans aus langjähriger Erfahrung eines praktischen Großstadtjuristen geschöpft ist, und wie hier, nicht durch das Seelenfilter eines Schriftstellers oder gar eines Dichters entwirklichend getrieben wurde. Dennoch fehlt ihm die innere Wahrscheinlichkeit. Der Rechtsanwalt sieht hier die Wirklichkeit als eine Kette von „Fällen“, die aber noch lange kein Lebensbild ausmachen. Der rote Faden dieses Kettenromans ist das nüchtern und psychologielos registrierte Liebes- und Eheleben einer Familie in drei Generationen. (Nur ausfüllend wird auch von ihrem Arbeitsleben berichtet.) Er beginnt im Jahre 1849, als der Großvater die Großmutter

nahm und beide sich in schwerem Siedlerleben bei wachsender Kinderschar zu Ansehen und Wohlstand heraufarbeiteten. Auffallend stoffverwandt mit Zolas „Fruchtbarkeit", entfernter auch mit Hamsuns „Segen der Erde". Kinder und Kindeskinder dieser urwüchsigen, kraftvollen, geistig geradlinigen Stammeltern degenerieren zu „zivilisierten" Menschen: leistungsschwach, anspruchsvoll, bedürfnisreich. Endlose Ehezwistigkeiten und Familienstreitigkeiten mit rücksichtslosen Grobheiten von Männern und gemeinen Raffinessen von Frauen ziehen am Leser im Tempo der Zeit vorüber, als säße er bei Gerichtsverhandlungen im Zuhörerraum. Man sieht vor allem, wie im „Lande der Freiheit" recht unfreies Persönlichkeitsleben herrscht, wie der heutige Mensch dort ein ichloses Rädchen an einer immer schneller surrenden Maschine wird, und wie zuletzt die geistig wie nervlich aufgeriebenen Enkel wieder Kraft und Gesundheit suchen bei den achtzigjährigen Großeltern und ihren gesunden Lebensanschauungen.

Mag es auch, wie Sinclair meint, außer Strindberg keinen Schriftsteller geben, der in so düsteren Farben malt, „was Liebe den Menschen antut", mag der Verfasser über Strindberg, den Weiberhasser, hinausgehen und auch die Männer zu Raubtieren oder wesenlosen Schemen verzerren, so darf solche Ähnlichkeit doch nicht E. L. Masters zu „Amerikas Strindberg" oder zu „Chicagos" Zola ernennen. Ihm fehlt jede Gestaltungskraft, jegliche Möglichkeit, dem Leser anderes zu geben als Gestalten, denen er, addierend, seine Prozeßfälle andichtet, ohne ihre Erlebnisfähigkeiten seelisch glaubhaft zu machen, ohne auch, wie Zola, die Vererbungslehre tiefer zu ergründen.

In V.-B. ist dieses „Standardwerk" entbehrlich.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Michaelis, Karin, Familie Worm. Potsdam, Kiepenheuer 1928. 357 S. geb. 6.— RM.

Ein weiterer in der Reihe von Karin Michaelis die persönliche Freiheit betonender Frauenromane. — Familie Worm besteht aus Vater, Anwalt des Oberstengerichtshofs, der Mutter, die der Anwalt aus kleinbürgerlichen Verhältnissen heraus geheiratet und in 25 Ehejahren nach seiner Art umgestaltete — „sein Werk" — und aus 4 Töchtern. Die älteste Betzy war 10 Tage verheiratet, kehrt dann in ihre Familie zurück und läßt sich von ihrem Manne scheiden — trotzdem sie ihn noch immer liebt — weil er nicht normal veranlagt ist, (was sehr diskret angedeutet ist). Ingrid ist seit 4 Jahren in London verheiratet. Ihr Mann wünscht sehnlichst ein Kind, das sie ihm aber nicht schenken kann. Doch eröffnet sie ihrem Mann kurz vor seiner Abreise nach Venezuela, wohin er von einer Firma auf ein Jahr geschickt wird, daß sie ein Kind erwarte. Valgerda ist in Paris, wo sie ihrer Kunst, der Keramik, lebt. Sie ist eine strahlend reiche, nur scheinbar leichtsinnige Natur. Ellida, die jüngste, wächst in jener Freiheit auf, die nur ein altkultiviertes Haus geben kann. — Bis jetzt, zur silbernen Hochzeit, geht alles gut, und der „Oberste Gerichtshof", wie die Familie den Vater nennt, hält bei dem im großen Stile gebotenen Feste über das Glück seiner Familie eine Rede, die den Neid der Götter herausfordern muß. Besonders stolz ist er auf Marion, seine geliebte Frau, „sein Werk", die als Vorbild aller Frauen gelten kann. Marion, leicht ermüdet, fährt frühzeitig nach Hause. Als die Familie später nachkommt, ist diese von jedem

um ihr Glück beneidete Frau — verschwunden. „Ich kehre nie wieder", ist alles, was sie sagt. Sie finden sie erst tot wieder, nachdem sie nur kurze Zeit und in großer Armut „ihr eigenes Leben gelebt hat". — Dann stellt sich heraus, daß Ingrid gar nicht Mutter wird und nur ihren Mann belog aus Angst, von ihm verlassen zu werden. Dagegen erwartet Valgerda, die wegen eines angeblich verstauchten Fußes nicht zum Fest kommt, ein Kind, das sie wie ein Allerheiligstes trägt und behalten möchte, das ihr aber aus Rücksicht auf die Familie sofort nach der Geburt genommen werden soll. Betzy nimmt das Geschick der beiden Schwestern, die nicht voneinander wissen, in die Hand. Da die Geburten zu gleicher Zeit erwartet werden, ist es ihr möglich, Ingrid das Kind zu verschaffen, das diese ihrem Manne bei seiner Rückkehr als eigenes präsentieren kann. So gelingt es Betzy, Valgerdas Kind in der Familie unterzubringen. Sie selbst kehrt zu ihrem Manne zurück, nachdem sie an der Eltern Beispiel einsieht, daß man keinen Menschen umgestalten kann und dazu auch kein Recht hat.

Die komplizierte und spannende Handlung wird geschickt durchgeführt und entwickelt, wobei die 5 Frauencharaktere bis ins Letzte bloßgelegt werden. Als ein nicht unbedeutender Beitrag zu den heute eifrig diskutierten Ehe- und Erziehungsproblemen den Büchereien für gebildete Leserinnen zu empfehlen. E. Coßmann, Düsseldorf.

Neumann, Alfred, Guerra. Stgt, Bln, Lpzg: Dtsche Verl.-Anst. 1929. 373 S. 7.50 RM.

Auftakt und Vorgeschichte brachte Neumann in den „Rebellen", (s. „Neue Bücher", Jg 4, H. 6) Steigerung und Ausklang im „Guerra". — Guerra-Krieg: Der Titel ist symbolisch zu werten. Alles Leben, jedes Einzelschicksal ist Kampf, wird Schuld und doch, „die menschliche Seele bleibt in ihrem göttlichen Grunde immer unschuldig. Dieses Wort, Motto des Buches, gilt im Besonderen für Gasto Guerra, den Träger der Hauptrolle, Führer der italienischen Revolutionsbewegung. Historisches Vorbild dieser Gestalt ist Francesco Domenico Guerrazzi, 1848 Minister des Großherzogs von Toscana. — Guerra leitete den Aufstand von 1831 und wurde dabei in Florenz verhaftet. Zu Beginn des Romans weilt er als Gefangener des Großherzogs auf Elba. Nach siebenjähriger Verbannung flieht er von dort, holt sich in Paris Informationen bei dem Oberhaupt der „Partei", — in der unschwer die Freimaurerloge und ihr damaliger Großmeister zu erkennen sind — und kehrt nach Italien zurück. In dem folgenden Jahrzehnt steht er an der Spitze der gesamten Revolution. 1848 wird er Mitglied des neuen toscanischen Kabinetts. Für die breite Masse ist er die Verkörperung ihres revolutionären Ideals, ihr erklärter Held und Liebling, solange seine Haltung volksfreundlich bleibt, und er dem verehrungsbereiten Volke durch seine repräsentative Befähigung als ein Überragender erscheint, dem es willig Gefolgschaft leistet. Als er sich menschlich differenziert und verinnerlicht, läßt die suggestive Wirkung auf die Masse nach. Ehe diese ihn jedoch ganz aufgibt, fällt er durch die Kugel eines Feindes, der ihm als Nebenbuhler persönlichsten Erlebens erwachsen ist. — An Guerras Schicksal knüpft sich das aller übrigen Gestalten. Ihm zutiefst verbunden ist die Schwester, die mehr in ihm liebt als den Bruder. Dann ist die Fürstin Corleone, schwankend zwischen ihrer Liebe zu ihm und dem Verzicht der Alternden. Angedeutet, in seiner Tiefe nur erkennbar an seiner

starken Nachwirkung, ist ein zartes Liebeserlebnis Guerras mit der jungen Maria Pia. Sie wird die Frau des Mannes, der es Guerra nie verzeiht, daß ihre erste Liebe nicht ihm selbst gehörte, und der deshalb zum Mörder Guerras wird. —

Gut gezeichnet und nicht unsympathisch ist die Gestalt des dekadenten Großherzogs. Am stärksten — vielleicht stärker als Guerra selbst — wirkt die Figur Caminers, Polizeichef des Großherzogs. C. rothaarig, häßlich, paßt bewußt sein ganzes Wesen dem abstoßenden Äußeren an. Sein Unglück ist seine Liebe zu Guerras Schwester Madda. Er ist ihr immer nur Mittel für ihre Zwecke und zahlt seine unerwiderte Liebe mit dem Leben.

Typisch für den Dichter und allen seinen Gestalten gemeinsam ist die selbst im Stärksten schlummernde latente Schwäche und die auch noch im Schlechtesten verborgene menschliche Güte, die ihren Trägern immer zum Schicksal wird. —

Alfred Neumann, als Dichter des „Teufel" unmittelbar in die Reihe unserer ersten Erzähler gerückt, erweckte durch seine „Rebellen" starke Zweifel an seiner Weiterentwicklung. Im „Guerra" ist die zerflatternde Handlung wieder fester geschürzt und klarer um die Hauptperson gelagert. Seine plastische Kraft in der Darstellung des Details zeigt sich auch hier. — Alles in allem wieder eine Stufe aufwärts.

Für geschichtlich interessierte Leser größerer Büchereien.

G. Braun, Düsseldorf.

Neumann, Robert, Sintflut. Stgt: Engelhorn 1929. 472 S. 7.50, geb. 9.75 RM.

Robert Neumann ist durch sein auf scharfer Beobachtung beruhendes geistreiches Parodienbuch „Mit fremden Federn" bekannt geworden, nachdem er vorher schon in einigen Novellen („Die Pest von Lianora" und „Jagd auf Menschen und Gespenster") spielerisch tastend seine Kraft versuchte. — Der vorliegende Roman greift eine Zeit heraus, die uns allen noch gespensterhaft nahe ist; die auch noch nicht soweit überwunden ist, um historisch darstellbar und deutbar zu sein: Die Notzeit der Inflation. Immer wieder noch einmal flackert ihre Spannung und Überhitzung geschäftlich, kriminell oder phantastisch-abenteuerlich auf und stört unsere wiedergewonnene Bürgerlichkeit. Um so stärker werden wir deshalb das Dämonische jenes Hexentanzes nacherleben, das Neumann heraufbeschwört. Vorspiel: Eine Kindheit in einem Vorstadthaus. Behäbige biedere Bürger vorne — Proletarier hinten. — Sorgsam geschieden obendrein nach Juden und Christen. Das gemeinsame Spiel der Kinder auf dem Hofe verbindet die Gegensätze und bedeutet Vorspiel für spätere Geschehnisse. Dann kommt der Krieg, der kaum erwähnt wird. Der Roman setzt wieder ein mit der Rückkehr des verbitterten entfremdeten „Helden" in die verwandelte Zeit. Aus dem kleinen Schokoladenhändler des Vorderhauses ist ein Großunternehmer geworden; seine rechte Hand der ehemals biedere deutsche Beamte, seine Linke der Jude. Gemeinsam türmen sie ein Kartenhaus. Die schwierigsten Schiebungen werden vorgenommen und Geld aus dem Nichts geschaffen. Der im Viehwagen zurückgekehrte Krieger, dem dunkle Spelunken lichtscheuen Gesindels nur Heimat boten, stellt sich auch in den Dienst des Schiebers Abel. Er schmuggelt, betrügt, rafft fiebrig Geld an sich, fährt im eigenen Auto, nimmt teil an verschwenderischen Pras-

sereien, während Tausende gleichzeitig im Elend verkommen. Eine zu kühne Aktion — der Konflikt mit dem Gesetz — und der ganze Kartenbau fällt in sich selbst zusammen. — Diese Haupthandlung wird von einer Reihe von Nebenhandlungen gekreuzt. Um das Bild einer dämonischen Verwirrung zu geben, wird alles Übersteigerte, Perverse, Absurde und Grauenhafte zusammengefaßt und wild durcheinander gewürfelt. Der Roman endet mit der Auflösung aller Bindung und äußeren Ordnung. Er würde durch seine chaotische Buntheit an Kolportage grenzen, wenn nicht die Darstellung meisterhaft gebändigt und von großer anschaulicher Kraft wäre, und wenn nicht die leidenschaftliche Abneigung des Dichters selbst gegen diese Welt des Chaos überall spürbar wäre.

Auf alle Fälle ist für Volksbüchereien Vorsicht geboten, da die Durchschnittsleser über die Form weglesen und sich nur an dem kriminellen und sensationellen Stoff erhitzen werden.

Dr. W. Winter, Düsseldorf.

Nora, A. de, Giorgione. Lpzg: Staackmann 1929. 391 S. 7.50 RM.

De Nora, der sich bisher an historischen Stoffen nur in novellistischer Form versucht hat, unternimmt hier die Gestaltung eines umfangreicheren geschichtlich-biographischen Vorwurfes. Die wenigen Daten, die über Giorgione Barbarelli, den großen venezianischen Maler des 15. Jahrhunderts, uns überliefert sind, geben den Anlaß, ein Künstlerschicksal dichterisch frei zu gestalten. Nicht die Geistigkeit der Gegenspielerinnen befeuert den Genius zu seinen Schöpfungen, sondern die Vitalität seiner dem Klosterzwang romantisch entflohenen Geliebten Caecilia, die ein Zufall seinen Lebensweg kreuzen ließ, ist die Seele seines Schaffens. Trotz der Untreue, zu der er sich halb willig, halb gezwungen durch eine tragische Verwickelung hinreißen läßt, und trotz der Trennung bleibt sie ganz sein Schicksal, bis sie ihm schließlich durch die Pest den Tod bringt. Um diesen Kern rankt sich in Einzelheiten die Darstellung des Lebens von dem Venedig um die Wende des 15. Jahrhunderts, durchpulst von der Schilderung der lebensfreudigen Sinnlichkeit der damaligen Zeit und des Treibens der Künstlerschar, die die Lagunenstadt in ihren Mauern beherbergte.

Die strenge, fühlbar erarbeitete Form und der dramatisch-zwingende Aufbau der Dichtung sollten nicht darüber hinweg täuschen, daß das Künstlertum Giorgiones nicht restlos erfaßt und mit überzeugender Tiefe ausgeschöpft ist. Man erlebt wohl das Werden einiger Werke des Künstlers, aber doch in ihrer mehr äußeren Bedingtheit, sodaß das Konstruierte oft fühlbar bleibt. Das eigentlich Schöpferische, das nur tieferer Intuition und intensiverem innerem Nacherleben des Geistes sich erschließen könnte, bleibt daneben stärker im Hintergrund. Auch in der Darstellung des Kolorits der damaligen Zeit kann das Buch nicht überzeugen. Einzelzüge, die zur Charakterisierung herangezogen werden, wirken zuweilen als Requisiten, wie man sie als Staffage im historischen Roman immer wieder antrifft, und die Symbolik, die einzelnen Personen und Vorgängen unterlegt wird, ist oft gewollt.

Die Anschaffung des Buches bleibt für uns entbehrlich, zumal seiner Verwendung in der Ausleihe wegen der Stofflichkeit gewisse Grenzen gesetzt sind.

Dr. J. Peters, Düsseldorf.

Ognjew, Nikolai, Das Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew. Aufzeichnungen eines Fünfzehnjährigen. Übers. von Marie Einstein. Berlin: Verlag der Jugendinternationale. 270 S. 3.50, geb. 5.— RM.

Das Buch gibt einen ausgezeichneten Einblick in die bolschewistische „Schulreform", die für unsere Begriffe allerdings schon mehr eine Schulrevolution war. Alle überkommenen Vorstellungen und Einrichtungen werden geradezu auf den Kopf gestellt. Die Selbstbestimmung der Schüler soll restlos verwirklicht werden. Ognjew beschreibt in seinem zweifellos fingierten Tagebuch eines frischen prächtigen fünfzehnjährigen Proletarierjungen, wie sich dieses Recht der Selbstbestimmung und die daraus sich ergebende demokratische Schulordnung in der Alltäglichkeit des Schullebens auswirkt. Lehrer und Schüler sind prinzipiell gleichgeordnet, alle Fragen der Schulordnung werden durch Abstimmung der Schülergemeinde entschieden, Einzelverfehlungen richtet ein Schülergericht usw.

Diese Schulverfassung, die zum Teil groteske Situationen erzeugt, ist nur die Oberfläche. Das Wesentliche ist die Wirkung der Freiheit und Selbstbestimmung auf die Entwicklung der Schüler. Das wissensmäßige und intellektuelle Niveau des Durchschnitts ist durch das Fehlen eines genügenden Zwangs (nur Abschlußprüfungen!) außerordentlich niedrig. Nur wenige starke Ausnahmenaturen, die sich der Verantwortung bereits bewußt sind, leisten etwas. Auch in charaktermäßiger Beziehung findet eine scharfe Auslese statt. Die absolute Freiheit der Schüler hat zur Folge, daß der Durchschnitt sehr leicht in die Gefahr der Verwahrlosung gerät. Eigentlich bleiben nur der Schreiber des Tagebuchs und ein junges Mädchen davor bewahrt, indem sie Halt an der Idee des Kommunismus und an der Partei finden.

In diesem jungen Menschenpaar bejaht Ognjew den Bolschewismus. Im übrigen wirkt das Tagebuch oft beinahe wie eine Satire auf das bolschewistische System. Aus dieser Skepsis rettet nur die Hoffnung auf das Wirken weniger starker Menschen, die von der Idee des Kommunismus erfaßt sind, und die Hoffnung auf die Generation nach Kostja Rjabzew, die nichts von der Not der Revolution spürte und von Jugend auf kommunistisch erzogen wurde.

Für den Erzieher, und zwar nicht nur für den Pädagogen vom Fach, sondern auch für die Eltern ist das Tagebuch sehr aufschlußreich, da es schildert, wie die pädagogische Theorie, von der auch unsere Gedanken über Erziehung stark beherrscht sind, sich auswirkt, wenn sie absolut erfüllt wird.

Dr. E. Brandt, Opladen.

Ognjew, Nikolai, Kostja Rjabzew auf der Universität. Berlin: Verl. d. Jugendinternationale 1929. 272 S. br. 3.50, geb. 5.— RM.

Das Buch ist die Fortsetzung des „Tagebuches des Schülers Kostja Rjabzew". Es ist wie dieses außerordentlich wertvoll für die Erkenntnis des Geistes der kommunistischen Jugend und der kommunistischen Erziehung in Sowjet-Rußland. In Tagebuchform schildert der Abiturient Kostja Rjabzew seine ersten Eindrücke von dem Leben der Studenten, und zwar wird weniger der wissenschaftliche Betrieb der Universität, als vielmehr das Gemeinschaftsleben, das soziale Milieu und die Geistesverfassung der Studentenschaft beobachtet. Lebensschicksal und Welteinstellung einzelner

typischer Studenten, des zum Kommunismus übergetretenen jungen Adligen, des proletarischen Revolutionskämpfers usw. sind ausgezeichnet beobachtet. Kostja selbst findet sich in das neue Kollektiv der Universität noch nicht hinein. Er vermag vorerst nur zu sehen und zu reflektieren und gewinnt erst allmählich die alte kämpferische Aktivität seiner Schülerzeit wieder.

Dasjenige, was an Kostja und dem wertvollen Teil der kommunistischen Jugend immer wieder frapiert, ist die völlige Voraussetzungslosigkeit und der konsequente Rationalismus ihres Denkens und Handelns. Diese Voraussetzungslosigkeit ist nicht Skepsis, sondern restloses, fast naives Vertrauen auf die Kräfte des Verstandes. Der Rationalismus ist durchaus positiv gerichtet. Die junge Generation hat den Willen, das Leben des Einzelnen und vor allem das Leben der Gemeinschaft nach den Erkenntnissen der Wissenschaft zu gestalten. Der gefühlsmäßige Motor, der zu diesem Ziele treibt, ist das Solidaritätsgefühl des Proletariers und sein Glaube, daß das Proletariat berufen ist, das Gemeinschaftsleben der ganzen Menschheit vernünftig zu gestalten.

Das einzigartige Studienmaterial, das die Tagebücher Kostja Rjabzews in einer für jeden Leser verständlichen Form bieten, rechtfertigt ihre Einstellung in allen Büchereien.

Dr. E. Brandt, Opladen.

Ossendowski, Ferdinand, Hinter Chinas Mauern. Dresden: Reißner 1929. 312 S. br. 5.— RM.

In diesem neuesten Ossendowski sind alle Requisiten üblicher Marlittromane vorhanden: Die schöne, aber grausame und herzlose italienische Gräfin, die an einen unscheinbaren, aber reichen Mann verheiratet ist und natürlich einen anderen, den schönen jungen Prinzen, liebt. Da ist der interessante polnische Abenteurer Malecki, der seinerseits wiederum der Gräfin in willenloser Liebe erlegen ist, aber sich nur als Werkzeug benutzen läßt, um die Gräfin von ihrem lästigen Mann zu befreien. Da ist schließlich die mutige, aufopfernde junge Polin, natürlich die Gesellschafterin der Gräfin, die den Mordplan ihrer Herrin zu vereiteln weiß. — — Und so geht es weiter, bis schließlich der Pole die Polin heiratet, und alles wundervoll harmonisch endet. Um Anlaß zu landschaftlichen Schilderungen Chinas zu geben, muß Malecki — natürlich aus Flucht vor der Gräfin — eine große Reise durch China machen. Dabei ist reichlich Gelegenheit, von den Bauten und Landschaften, von den Sitten und Gebräuchen Chinas zu erzählen. Aber selbst diese Reiseschilderungen haften an der Oberfläche und zeigen uns nichts von der eigentlichen Seele dieses geheimnisvollen Reiches.

Zur Beurteilung ist natürlich ganz gleichgültig, ob ein Typ „Marlitt-Roman" im Westen von Berlin, am Strande von Nizza oder „Hinter Chinas Mauern" spielt. Volksbüchereien seien nachdrücklich gewarnt.

Dr. W. Winker, Düsseldorf.

Panferow, F., Die Genossenschaft der Habenichtse. Wien, Berlin: Verlag für Literatur und Politik. 436 S. 8.50 RM.

Unter Führung eines Kommunisten macht eine Genossenschaft armer, fast besitzloser Bauern Land urbar. Sie hat dabei schwere Kämpfe gegen revolutionäre Banden, gegen die Intrigen der Kulaken (reiche Bauern)

und gegen den Egoismus in den eigenen Reihen zu bestehen. Durch geistige und moralische Überlegenheit der Genossenschaftler wird das Dorf vor der Hungersnot bewahrt. Sie bekommen allmählich die Führung des Dorfes in die Hand.

Panferow bejaht den Bolschewismus grundsätzlich. In den „Habenichtsen" ist der Sieg des kollektiven Gedankens jedoch lediglich dem Willen einiger weniger starker Persönlichkeiten zu danken, die durch die Schule der roten Armee und des Kampfes gegen die Weißen gegangen, und die von einer Art soldatischen Gemeinschaftswillens ergriffen sind. Diese Persönlichkeiten reißen die Masse für den Augenblick mit sich fort. Im übrigen verkennt jedoch Panferow den Bürokratismus des kommunistischen Systems und die Verantwortungslosigkeit, die dieses System beim Einzelnen erzeugt, durchaus nicht, und er verkennt vor allem nicht den extremen Individualismus der Bauern, der so hemmungslos ist, daß eine Sinnesänderung zum Kollektivismus kaum zu erhoffen ist. Der Ausgang des Romans ist denn auch zugleich tragisch und skeptisch. Der Held geht zugrunde, als er den Anfang des Sieges in der Hand hat. Über Begeisterung und Willen einzelner starker Persönlichkeiten kommen Panferow keine Zweifel, wie aber der Kommunismus als Staat und Gesellschaftsordnung sich gestalten wird, das überläßt der Verfasser ganz der Zukunft.

Der Held des Romans ist das russische Dorf, die Masse der Bauern. Die Schicksale vieler Einzelpersonen laufen nebeneinander her, ohne daß eine Haupthandlung sich klar herauskristallisiert. Die dichterische Stärke des Romans liegt in der Schilderung bäuerlichen Lebens und bäuerlicher Charaktere. Fast jede einzelne Gestalt ist so herausgearbeitet, daß sie eine festumrissene Persönlichkeit ergibt. Bei der Fülle der Gestalten ist dies ohne Zweifel eine starke dichterische Leistung. Die Naturschilderung gibt an Gestaltungskraft den bäuerlichen Genrebildern nichts nach. Bauern, Dorf und Wolgalandschaft bilden eine Einheit: „Die Sonne beleckte die Erde wie eine rote Kuh ihr buntes Kalb" oder „Wie eine zottige schwarze Fellmütze senkte sich die Nacht auf Schirokoje".

Die „Habenichtse" sind das dörfliche Gegenstück zu Gladkows „Zement", und wie dieses f ü r a l l e V o l k s b ü c h e r e i e n zu empfehlen.

Dr. E. Brandt, Opladen.

Peuckert, Will-Erich, Z w e i L i c h t e i n d e r W e l t. Geschichten aus dem Walde. Jena: Diederichs 1929. 277 S. br. 4.50, geb. 6.80 RM.

Peuckert, der ja auf dem Gebiet des Magischen einigermaßen zu Hause ist, hat versucht, in 3 Geschichten das magische Weltbild als Wirklichkeit heutigen Lesern vorzustellen. Um des schönen Weibes willen vergessen schlesische Menschen — ein Handwerksbursche, ein Student, ein älterer Mann — Beruf und Heimat und jegliche Bindung. Die Phantasie treibt sie durch die tiefen Wälder, durch Städte und wieder durch die Wälder.

Es muß Dich jagen, nackt oder blos
Ich lasse Dich heut und nie mehr los.

Aber Peuckert vermag es nicht, den Leser im Zauber des Liebesreichs oder in der Mystik des Zauberreichs festzuhalten. Es gibt immer wieder Ausgänge, weil die magische Welt vom Verfasser gewollt und noch nicht als

unbewußt gewordener Besitz erreicht ist. Schönheiten sollen nicht geleugnet werden, aber das Buch als Ganzes ist — leider — eine verfehlte Schreiberei.

Dr. W. Ropertz, Gladbach-Rheydt.

Pourtalès, Guy de, Der blaue Klang. Friedrich Chopins Leben. Deutsch von Hermann Fauler. Freiburg i. Br.: Urban-Verl. 1928. 321 S. 8.50 RM.

Wieder hat uns Pourtalès einen Musikerroman geschenkt, wieder liegt, wie in seinem Franz Liszt (s. „Neue Bücher", Jg 5, H. 3/4) eine einfache, jedem Leser zugängliche Biographie vor uns, wieder ist der Stil — wohl z. T. infolge der Übersetzung — nicht ganz ausgeglichen. Aber ein brauchbares Buch trotzdem. — In fast wissenschaftlich-biographischer Form, mit Literaturangaben am Ende, wird vor uns das Leben Chopins ausgebreitet, die frühe Reife seines Künstlertums, die ersten Erfolge, die Liebe zu Konstanze Gladkowska, seine treuen Freundschaften, seine finanziellen Nöte, seine Reisen, unter denen der mehrfache Aufenthalt in Paris ihn besonders fesselt, die entscheidende Bekanntschaft mit Baron Rotschild, die die erste Etappe dieses Lebens beschließt. Alles zusammengehalten durch die große Dominante, die ewige Sehnsucht nach dem Vaterlande. Die Liebe zu Marie Wodzinski, deren Ende er nie ganz überwand, bildet den Auftakt zu dem zweiten Ring dieses genialen Lebens und nimmt sich aus wie ein Vorspiel zu dem Erlebnis, das seine Liaison mit George Sand ihm war. Wieder folgen Reisen; die Balleareen, Italien schenken ihm neue Impressionen, die sich zu Klängen verdichten, und schon taucht darin die wehe Dissonanz auf, die, nun immer stärker werdend, der Ausklang dieses ätherischen Lebens sein sollte: die Krankheit und ihr Zerstörungswerk. Und noch eine Dissonanz drängt sich vor. Der feminine Mann entfremdet sich mehr und mehr dieser maskulinen Frau, die, wenn man ihren Briefen glauben darf, voll mütterlich-zarter, selbstloser Rücksichtnahme war, und in der dritten sanft sich dem Ende zuneigenden Phase dieses Mimosendaseins bleibt ihm nichts als seine erlesenen Freundschaften und seine Kunst. Es ist ein großes Abschiednehmen, diese Konzerte in Paris, in London und, wie ein letztes Aufflackern verlöschender Lebensgeister, die Reise nach Schottland. Sie ist das letzte hoffnungspendende, retardierende Moment in diesem Drama, das dann rasch erlischt wie ein schöner, fremder, „blauer Klang". — Das Buch kann wegen seiner leichten Zugänglichkeit dem einfachen Leser zum Erlebnis werden, es wird auch auf den gebildeten von nachhaltigem Einfluß sein und kann darum allen Büchereien empfohlen werden.

Dr. P. Engels, Düsseldorf.

Redelsperger, Eduard, Jobst Jüngst und sein Kreis. Ein deutscher Werkroman. Bln: Verl. des Bundes der Großdeutschen 1928. 190 S. geb. 4.80 RM.

Ein Großindustrieller (Jüngst-Pseudonym für Henkel) ist durch Tatkraft, Arbeitswillen und Nächstenliebe das Vorbild seiner zahlreichen Angestellten und Arbeiter. Er bekehrt durch treudeutschen geraden Sinn selbst linksgerichtete Führer dazu, aus ihrer sozialistischen Partei auszutreten und sich seiner politischen Meinung anzuschließen. — Nebenher geht eine verwickelte Liebesgeschichte zwischen einer französischen Spionin und einem jungen deutschen Chemiker, der in ahnungslos-unschuldiger Offenheit auf

die Verführungskünste dieser „welschen Hyäne" hereinfällt und dadurch fast zum Verräter seines Vaterlandes wird. Doch glücklicherweise erkennt er noch im letzten Augenblick, daß die Falsche nicht seine Liebe, sondern nur das Geheimnis der Patentschriften wissen will, die in der Jüngst'schen Fabrik sorgsam gehütet werden. — Der Ausgang des Buches ist märchenhaft befriedigend. Es gibt Versöhnung, Hochzeit und Großvaterfreuden, und jedem wird ungetrübtes Glück zuteil.

Ein Bild deutscher Art und deutschen Wesens, in dem das „Gut" auf der vaterländischen Seite dem „Böse" der französischen Nation allzu grell und ohne die geringste Schattierung gegenüber steht. Literarischer Wert muß dem Buche durch die allzu stark ausgeprägte, Satz für Satz fühlbare Tendenz abgesprochen werden. Anzuerkennen ist immerhin, daß der Verfasser hier ein Loblied der Arbeit singt, und daß er sich trotz seiner einseitig betonten politischen Einstellung niemals zu gehässigen Angriffen hinreißen läßt, wenn es sich um entgegengesetzte Parteirichtungen innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft handelt. Anspruchslose rechts gerichtete Leser werden den sentimentalen Roman befriedigt aus der Hand legen. Für Volksbüchereien ist er jedoch abzulehnen.

K. Heimann, Düsseldorf.

Renker, Gustav, Der Abend des Heinrich Biehler. Basel: Reinhardt 1928. 188 S. 4.80 RM.

Die Wahl der Umwelt ähnelt der von „Volk ohne Heimat" und „Der sterbende Hof". Der Abend des Heinrich Biehler bringt ein in sich zurückgezogenes, innerlich reiches Leben zu harmonischem Abschluß. Die Verwaltung des Geschäftes hat Heinrich Biehler mehr und mehr seiner jüngeren rastlosen Frau überlassen, ihm selbst obliegen hauptsächlich kleinere Arbeiten in der Landwirtschaft, vor allem aber die Pflege der Obstbäume. Die Familie Zunfti, der seine Frau entstammt, beherrscht in ihrer lauten, über alle Tiefen leicht hinwegplätschernden Art das Hauswesen. Heinrich Biehler ist bald nach seiner Verheiratung zur nebensächlichen Person herabgesunken. Seinem Sohne Hans gilt die Liebe zu der Familie Zunfti im allgemeinen und zu seinen fünf unverheirateten Tanten im besonderen als oberstes Gesetz. Die Mutter sieht ihn schon mittels der Protektion eines Onkels als technischen Pionier in Amerika. Während seines Studiums aber erwacht in Hans als Erbteil seines Vaters das Künstlerblut. Ein tiefes Verständnis zwischen Vater und Sohn bricht durch. Der Ältere wird dem Jüngeren Berater und Wegweiser, und als köstlichstes Geschenk erfährt Heinrich Biehler, wie die Freude an der Natur in dem Schaffen des Sohnes Gestalt gewinnt. Als gleichgesinnte Kameradin gesellt sich beiden Nina Reglon zu. Sie wird die Braut Hansens. Aber schwere Prüfungen stehen ihr bevor. Das Künstlerblut Hansens bedarf noch der Freiheit. Erst der Tod des Vaters, der erste tiefe Schmerz seines Lebens, bringt die Beiden wieder einander näher und löst gleichsam in Hans die noch fehlende, weil noch nicht durchlebte und durchlittene Schlußpartie seiner ersten Oper aus.

Der Schauplatz des Romans ist das Seen- und Gartenland der Schweiz. Der Roman ist voll tiefer Innerlichkeit und von Liebe zur Natur beseelt. Bei allem Ernste strömt etwas Sonniges, Lebens- und Tod-

versöhnendes in den Leser über. Als Lektüre für Anspruchslose aller Kreise zu empfehlen. H. Vieten, Düsseldorf.

Salburg, Edith, Guska-Susanne. Ein Lebensbild aus Böhmen. Lpzg: Hammer 1929. 212 S. 5.— RM.

Das Geschick Böhmens, Kampfplatz zweier Nationen und Kulturen zu sein, wird im Schicksal einer charakterstarken Frau von deutsch-tschechischer Blutmischung gezeichnet. Der Lebensweg der Frau führt über den inneren Zwiespalt hinaus zu Pflicht und Heimat. Er ist im tiefsten Grund deutsch orientiert und klar durchgeführt. Der soziale und politische Verfall Böhmens ist mehr Reportage als Gestaltung. Die Kernfrage des zerrissenen, unterjochten Volkes ist mit Verständnis und Mitgefühl beleuchtet, ein „Völker- und Rassenroman", wie der Verlag das Buch bezeichnet, verlangt aber größere Perspektiven. — Kann in den Büchereien entbehrt werden. F. Dobbelmann, Düsseldorf.

Sohnrey, Heinrich, Fußstapfen am Meer. Bln: Dtsche Landbuchhandl. 1929. 373 S. 4.— RM. (Die ersten Aufl. ersch. u. d. Titel „Die Lebendigen und die Toten".)

Oberlehrer Dr. Gruber verbringt alljährlich seine Ferien in dem kleinen Fischerdorf Osternäs auf dem Eilande Skyringshael, in dessen Nähe er vor einigen Jahren Weib und Kind im Meer verlor. Die Erinnerung an seine Toten läßt ihn Jahre im Trübsinn verharren, bis die Macht der Lebendigen, der jungen Fischerwitwe Veronika, bei der er während seines Urlaubs zu wohnen pflegt, doch stärker ist. Gegen seine wachsende Liebe wehrt er sich mit allen Kräften seines Verstandes, weil er sich der Unterschiede des Standes, besonders aber der Bildung wohl bewußt ist. Als er schließlich dennoch dem Drängen seines Herzens nachgibt und um Veronika wirbt, wird er als Protestant von der ihn ebenfalls liebenden, aber andersgläubigen Frau abgewiesen. Auf der Heimfahrt findet er bei einem Bootsunglück den Tod.

Der Verfasser bezeichnet sein Werk als Grenzlandroman, und eben diese Schilderung des kulturellen und landschaftlichen Hintergrundes bildet, so ungestaltet die Romanhandlung als solche ist, den eigentlichen Gehalt des Buches. Gezeigt wird ein ursprünglich deutsch-protestantisches Fischervolk, das, nachdem es vor ungefähr 100 Jahren unter polnische Herrschaft und die Macht der katholischen Kirche geraten ist, zu Deutschen- und Protestantenhassern wird und mit Zähigkeit an dem aus seiner landschaftlichen Umgebung erwachsenen Aberglauben festhält. — Ein Unterhaltungsroman für anspruchslose Leser. L. Fries, Düsseldorf.

Speyer, Wilhelm, Sonderlinge. Erzählungen. Bln: Rowohlt 1929. 194 S. br. 4.—, geb. 5.50 RM.

Man trifft sie oft unter den Mitmenschen in Dorf und Stadt, wie sie unter einem unverdienten Mißgeschick leiden.

In ironisch-humorvoller Form weiß der Dichter mit ein paar Strichen einer Gestalt Leben zu geben, sodaß sie Eindruck hinterläßt, manchmal einen grotesken wie in „Der Herr auf der Elektrischen", der seinen davongeflogenen Hut als einzigen Gefährten betrachtet, manchmal einen rührenden wie der alte Gepäckträger in „Das hat wohl sein Gewicht", der aus

Berufsstolz unter zu schwerem Gepäck zusammenbricht. — Schicksals-schwere Stimmung lastet über den Novellen „Tote ringsum", „Lilo Fe-dor". In der einen bringt ein Mensch all seinen Lieben Tod und Ver-derben; ein anderer lernt Vergänglichkeit des Daseins und die Grausamkeit des Sterbens in traumhaft-visionärer Schau kennen. — Die letzten Er-zählungen bringen Liebeserinnerungen des Helden an eigenartige, launische Frauen.

Die Art der psychologischen, nachdenklichen Darstellung wird gebilde-ten, älteren Lesern gefallen, reicht aber an die ursprüngliche Schlagkraft früherer Werke des Verfassers nicht heran.

E. Burchard, Ürdingen.

Stehr, Hermann, Helene Sintlinger. Hamburg: Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1929. 66 S. Kart. 0.70, L. 150 RM. (Der junge Tag. E. Auswahl a. d. Schrifttum d. Gegenwart; hrsg. von Heinz Brasch. Bd. 1.)

„Fort mit aller Sensationslektüre, die mit ihren Anormalitäten die Vernünftigen verrückt macht, die Klaren unklar, die Freien unfrei in ihrem natürlichen Gefühls- und Empfindungsleben. Bedenken wir aber, daß auch unsere Zeit reich ist an echten Werken, die zum inneren Reichtum unseres Volkes gehören." — Soviel aus der Ankündigung dieser neuen Serie, die Proben von Molo, Scholz, Zech, Dörfler, Binding, Eulenberg, H. Grimm, A. Schaeffer, Röttger verheißt und für Schulen Staffelpreise festsetzt. Da-mit ist der Zweck dieser Reihe genannt: es ist Material für den Deutsch-unterricht, eine Zwischenstufe zwischen dem Lese- und dem Ganzbuche. Und die Lehrer werden über die Verwendungsmöglichkeit der Bändchen zu ent-scheiden haben. Der Bibliothekar wird sie allenfalls für Kinderlesehallen gebrauchen können. Das erste Bändchen — daß die Reihe mit Stehr be-ginnt, möchte ihr ein Glück verheißendes Vorzeichen bedeuten! — ist aller-dings für den genannten Zweck zu hoch, weil Jugendliche schwerlich von selbst zu Hermann Stehr kommen, und weil die Auswahl aus dem „Heiligenhof", wenigstens in dem zweiten Abschnitt, doch ziemlich die Bekanntschaft mit dem ganzen Roman voraussetzt. So muß der Leser zuviel über die Zusammenhänge nachdenken, und das ist — es hilft nichts, daß man das abstreiten möchte! — nicht gerade geeignet, zu dem schweren und gefühlstiefen Dichter hinzuführen. Durch Vermittlung aber eines Stehr-Kundig^n mag dieses Bändchen die Aufmerksamkeit für den „inne-ren Reichtum unseres Volkes", sofern es von Hermann Stehr vertreten werden darf, wecken und Segen stiften.

M. Schaefer, Solingen.

Streuvels, Stijn, Knecht Jan. Lübeck: Quitzow 1929. 269 S. geb. 6.50 RM.

Scott, Gabriel, Kristofer mit dem Zweig. Lübeck: Quitzow 1929. 256 S. geb. 8.— RM.

Falkberget, Johan, Brandopfer. Lübeck: Quitzow 1929. 269 S. geb. 6.80 RM.

Siwertz, Sigfrid, Das Witwenspiel. Lübeck: Quitzow. 103 S. 3.90 RM.

Der Quitzow-Verlag hat in den letzten Monaten wieder vier neue Bü-

cher herausgebracht, die mit Grieses Werken den gleichen Grundton tragen. Keine Tages- und Erfolgsliteratur, sondern Bücher von stillen Menschen, die sich abseits vom Lärm der Städte den Sinn für das Wesenhafte bewahrt haben und mit der Natur mythische Verbundenheit zeigen.

Der viel zu wenig bekannte Flame Streuvels gibt in seinem „Knecht Jan" das Bild eines „geborenen Knechtes", unselbständig, aber kindlich treu und von unermüdlicher Arbeitskraft. Durch den Tod seines Vaters wird Jan selbständiger Bauer. Doch das Sorgen und Disponieren liegt ihm nicht. Und mag auch seine Frau ihm abnehmen, so viel sie vermag — er sehnt sich zurück in die Geborgenheit eines Diensthofes und nach dem Willen eines Herrn, dem er sich unterwerfen kann. Er findet seinen inneren Frieden erst wieder, nachdem seine Frau tot und der Hof verpfändet ist; er selbst aber wieder als Knecht von Hof zu Hof wandern kann, um sein Brot zu verdienen. —

Ein ähnliches Motiv behandelt der Norweger Scott in „Kristofer mit dem Zweig". Auch hier wieder ist die Lebensstimmung Gegenstand des Konfliktes. Kristofer, „der geborene Hirt", geht schon als Kind seiner Berufung nach, ohne den Gefahren des Hirts gewachsen zu sein. Er stürzt so unglücklich, daß ein schweres Rückenleiden ihn ans Bett fesselt. Notvolle Jahre äußeren und inneren Siechtums lassen ihn zum gütigen Menschen reifen. Am Ende findet er doch den Sinn seines Lebens und darf in völliger Naturverbundenheit seinem Beruf als Hirt nachgehen.

Das „Brandopfer" von Falkberget rollt ein soziales Problem auf. Es nennt sich Industrieroman. Die Stadt mit ihrer Industrie ist der große Rachen, der die nach Freiheit und Wohlstand sich sehnenden Sklaven des Landes verschlingt. Es geht wie ein großer gefährlicher Brand durch das Dorf. Auch Jon, der Häuslersjunge, der in Elend und Not aufgewachsen ist, wird von ihm ergriffen und wird sein Opfer. Er verläßt Haus und Heimat, verleugnet seinen Gott, um in der Stadt das gelobte Land zu finden. Aber dort verliert er noch sein Letztes, seine Arbeitskraft, und steht schließlich müde am Ende eines sinnlosen Lebens.

Das „Witwenspiel" von Siwertz ist eine Novelle, die zwei Temperamente gegeneinander stellt. Da ist das Küstenvolk; ein „Volk des Abenteuers und des Hasardspiels, das dem Augenblick lebt". Und da ist das Landvolk, „das die schwere Wanderung hinter dem Pflug macht und auf die Ernte wartet". — Was für Iversohn, den Fischer, Spiel ist, wird seiner Frau, der Bauerstochter zum Verhängnis. Um eine Versicherungssumme zu erlangen, spielt er den Ertrunkenen. Und da der Betrug vergeblich ist, kehrt er ohne Skrupel heim, um sein altes Leben weiter zu führen. Anna aber, durch das verbrecherische Tun ihres Mannes im Tiefsten getroffen, glaubt das geschehene Unrecht mit ihrem eigenen Leben sühnen zu müssen.

Es ist Aufgabe des Volksbibliothekars, auf diese starken Dichtungen nachdrücklich aufmerksam zu machen und das anerkennenswerte Streben des Verlages zu unterstützen. Die beiden Bücher von Streuvels und Scott werden nur einem kleineren Kreise besinnlicher Leser zugänglich sein; Siwertz und Falkberget werden durch bewegtere Handlung auf breitere Leserschichten wirken und auch in kleinen Büchereien zu verwenden sein.

Dr. W. Winker, Düsseldorf.

Tarassow-Rodionow, Februar. Potsdam: Kiepenheuer 1928. 586 S. brosch. 6.50, geb. 9.— RM.

Das vorliegende Buch ist der erste Teil einer Trilogie, die den Gesamttitel „Schwere Schritte“ führt und eine Chronik der russischen Revolution vom Februar bis Oktober 1917 sein soll. Die beiden folgenden Teile werden den Titel „Juni“ und „Oktober“ tragen. Das Werk ist als „Roman“ bezeichnet, beruht aber — das läßt die Darstellung auf den ersten Blick erkennen — auf wirklichen Erlebnissen des Verfassers, nur sind diese einzelnen Erlebnisbilder nachträglich so geordnet, daß alle Einzelheiten der Februarrevolution: die Stimmung der Arbeiter- und Soldatenmassen, die Straßenkämpfe in Petersburg, die Politik der sozialistischen Parteien, die Bildung der neuen „Provisorischen Regierung“, usw. zu einem einheitlichen Bild vereinigt werden und zugleich der historische Ablauf der Ereignisse deutlich wird.

Tarassow-Rodionow war einer der wenigen Offiziere der Oranienbaumer Maschinengewehrschützenregimenter, die sich sofort auf die Seite der Revolution stellten, mit ihren Truppenteilen nach Petersburg zogen und aktiv an den gegen die reaktionären Offizier- und Polizeitrupps gerichteten Straßenkämpfen teilnahmen. Politisch hatte sich Tarassow-Rodionow beim Ausbruch der Revolution keiner bestimmten sozialistischen Parteigruppe angeschlossen. Er kämpft für die großen Forderungen der Revolution: Beendigung des imperialistischen Krieges und Einführung des Sozialismus, insbesondere Aufteilung des Großgrundbesitzes. Als die Revolution immer mehr in die Hände der großstädtischen Bourgeoisie und des Kleinbürgertums gerät, sich reaktionär entwickelt, wird er in die Reihen der Bolschewiki gedrängt, die allein entschlossen waren, die revolutionären Forderungen sofort durchzuführen, jedoch damals noch eine ganz kleine Gruppe bildeten. So ist die persönliche innere Entwicklung Tarassow-Rodionows zugleich der historische Werdegang der russischen Revolution. In dieser Gleichheit beruht die ungeheure Lebendigkeit und Wahrhaftigkeit, mit der Ereignisse und handelnde Personen gefühlt und dargestellt sind.

Die Persönlichkeit Tarassow-Rodionows ist einer näheren Betrachtung wert. Er fühlt und handelt vor allem als Soldat, als Soldat der Revolution. Sie ist ihm eine Art Vorgesetzter, der die ganze Verantwortung trägt und dessen Befehle die blutigen Revolutionstaten rechtfertigen. Aus dieser soldatischen Einstellung entspringt die Einsicht, daß weder Reden noch Versprechungen, sondern lediglich die bewaffnete Macht im revolutionären Kampfe von Wert sind. Mit revolutionärer und militärischer Instinktsicherheit handelt Tarassow-Rodionow, wenn die „Politiker“ schwatzen. So wird er der natürliche Führer der Soldatenmassen.

Das Buch bildet zu den beiden besten phantasiemäßig dichterischen Gestaltungen der russischen Revolution zu Gladkows „Zement“ und Panferows „Genossenschaft der Habenichtse“ eine wertvolle realistische Ergänzung und ist wie diese Werke für alle Volksbüchereien geeignet.

Dr. E. Brandt, Opladen.

Trebitsch, Siegfried, Renate Aldringen. Die Geschichte einer Sommerliebe. Bln: Fischer 1929. 188 S. br. 3.—, geb. 4.50 RM.

In einem kleinen Sommerbade verliebt sich Oswald Bertholz, der eben sein Abitur hinter sich hat, in die um viele Jahre ältere Renate Aldringen.

Renate weist seine Werbungen zurück. Er, der Sohn reicher Eltern, dem nie ein Wunsch unerfüllt blieb, ist darüber so verzweifelt, daß seine Mutter, eine verwöhnte, egoistische Frau, die gern alles Unbequeme und Aufregende anderen Menschen zu tragen gibt, Renate bittet, ihrem Sohn mehr entgegen zu kommen, damit er sich beruhige. Im Gefühl eines gewappneten, lenkenden Willens fühlt sich Renate stark genug, auf den Wunsch der Mutter einzugehen, wenn auch schweren Herzens. Sie hofft, dem jungen Menschen die Augen öffnen und von seinem Vorhaben sie zu heiraten abbringen zu können. Statt dessen wird sie an ihn gebunden durch das Gefühl werdender Mutterschaft. Aus aller Wirrnis findet sie keinen Ausweg mehr zu ihrer persönlichen Freiheit. Sie läßt sich bei einer Bootfahrt in den See fallen und ertrinken.

Eine leichte Unterhaltungslektüre, in der das Problem einer Verbindung zwischen einem älteren Mädchen und einem jüngeren Manne zum Nachdenken stimmt. — In Büchereien entbehrlich.

[illegible]

Valmigère, Pierre, Otani. Übers. von K. Federn. Hannover: Sponholtz 1929. 133 S. geh. 3.—, geb. 4.50 RM.

Der Mann zwischen zwei Frauen. Stimmung: Lafcadio Hearn. Liebes-Erleben: französisch dekadent; süßlich schmachtend und überhitzt sadistisch. Tieferer Gehalt: Gedanken aus buddhistischer Lebensweisheit. Sprache: japanisch parfümiert, sentimental und pikant-naiv. „Einstimmig" in Paris von Schriftstellern preisgekrönt.

Otani liebt Miyoko, heimliche Braut eines Schmiedes aus Yamagata, erdolcht diesen, flieht mit Miyokos Hilfe, wird Vagabund, findet Miyokos Schwester Umens, erfährt von ihr, daß Miyoko sich als Geisha im Yoshiwara verkauft habe, und daß sie selbst auf der Flucht sei. Sie, Umens, hat ihren Mann, während er schlief, durch Nadelstiche in den Nabel und in die Schläfen getötet, weil er ihren Geliebten auf grausame Weise ums Leben gebracht hatte. Zwar wurde sie vom Richter freigesprochen, weil sie jene winzigen Nadelstichwunden mit Fischleim überstrichen und des Mannes natürlichen Tod an plötzlichem Herzschlag glaubhaft gemacht hatte, aber ihr Gewissen trieb sie umher. Nun wolle sie zur Selbstentsühnung Miyoko für Otani durch eigene Preisgabe loskaufen. Auf dem gemeinsamen Wege nach Yeddo spielt Umens aber, um die letzten freien Stunden auszukosten, die Frau Potiphar, Otani den keuschen Josef, weil er schon ganz für die ersehnte Miyoko lebt. Der Tausch zwischen den Schwestern gelingt. Otani erlebt mit Miyoko einige Tage sinnlichen Rausches, lernt bald die Langeweile kennen, denkt an Umens, bedauert, sie im Wahn verschmäht zu haben, träumt von ihr, spricht im Schlaf ihren Namen, Miyoko lächelt bitter, stürzt sich ins Meer, er ihr nach, landet ihre Leiche, bepackt sie mit Blumen, küßt sie und schneidet sich derweil die Kehle durch.

Dies alles erzählt im Weltkrieg ein Frontoffizier seinen Kameraden. Er ahnt seinen baldigen Tod und verfällt in feierliche Rückerinnerung an sein früheres Leben vor seiner Geburt (Seelenwanderungsglauben). Daher die blassen verschwommenen Bilder und Charaktere. Nur die drei Morde sind scharf gezeichnet.

In deutschen Volksbüchereien ist diese ungesunde Kost höchst entbehrlich.
Dr. F. Vogler, Düsseldorf.

Weigand, Wilhelm, Von festlichen Tischen. Sieben Novellen. Berlin-Grunewald: Horen-Verl. 1928. 179 S. geb. 5.80 RM.

Der Titel oder vielmehr das Titelblatt verspricht mehr, als das Buch hält: mit dem besten Willen kann ich darin nur sechs Novellen entdecken; und das ist umso bedauerlicher, als die vorhandenen Kurzgeschichten so fein erzählt und gestaltet sind, daß man sich die Lektüre der siebenten sicher nicht schenken möchte, weil es bei dem neuerdings üblichen Jonglieren mit Minderwertigkeitskomplexen und anderen wenig erfreulichen Errungenschaften modernen Literatentums gut tut, Geschichten zu lesen und zu hören, wie sie an den festlichen Tischen eines innerlich reichen und mitteilsfrohen Menschen vom Range Wilhelm Weigands erzählt werden. Ob es sich nun, wie bei den ersten beiden, um Anekdoten aus dem Stoffgebiet der „Fahrt zur Liebesinsel" handelt, ob die launige Abwehr eines ebenso galanten wie eßtüchtigen Habsburgers durch eine wackere deutsche Freifrau berichtet wird oder ein fröhlicher Musikantenstreik, bei dem der junge Beethoven eine Rolle spielt, ob es sich, wie bei den letzten beiden, um allerhand vergnügliche Erfahrungen mit der hohen Dichtkunst und den Sonntagsreitern des Pegasus dreht, — überall spürt man Herz und Geist eines Mannes, der etwas zu sagen hat und dazu heutzutage den Mut zu einer unbekümmerten Freudigkeit und zu einer zwar leichten, aber doch innerlich beschwingten, also niemals seichten Lust zum Faublieren aufbringt und in die Wirklichkeit umsetzt. Ein Buch also, das einen so recht in Versuchung führen kann, dem merkwürdigen Widerspruch zwischen der auf Kürze und Gedrängtheit abgestimmten Zeit und der Vorliebe für möglichst endlose Romane nachzugehen, und bei seinen Bücherei-Lesern für die inhaltlich und formal fein abgetönten Novellen Weigands, für eine gute, belangreiche Unterhaltungs- oder vielmehr Erholungs-Lektüre zu werben.
M. Schaefer, Solingen.

Weiß, Ernst, Boëtius von Orlamünde. Bln: Fischer 1928. 285 S. geb. 6.50 RM.

Mit dieser Entwicklungsgeschichte stellt sich der erst bekannt werdende Autor in die Reihe unserer namhaften Schriftsteller. — Boëtius von Orlamünde, aus uradeligem Geschlecht entsprossen, wird in einem adeligen Knabenstift im östlichen Belgien erzogen. Sport, vor allem Reitsport, ist ein Hauptfach des Unterrichts; Selbstbeherrschung, tadelloses Benehmen das Ziel. Nach Absolvierung sämtlicher Klassen verbleibt Boëtius noch eine Zeitlang im Institut, da die notwendigen Mittel zu weiteren Studien fehlen. Von frühester Kindheit an verfolgt ihn die Furcht vor dem Tode. Er versucht vergebens, diesem Gefühl durch Überwindung der Lebensgefahr bei Errettung eines Freundes vom Tode des Ertrinkens oder bei Bändigung eines schwierigen Pferdes zu trotzen. Eine entscheidende Wendung bringt der Brand des Stiftes Onderkuhle in sein Dasein. Boëtius kehrt in seine Vaterstadt Brüssel zurück, wo er, um seinen verarmten fürstlichen Eltern nicht zur Last zu fallen, als Arbeiter in eine Turbinenfabrik eintritt. Ein neues Lebensgefühl erwacht hier in ihm, der Rhythmus der Arbeit nimmt ihn gefangen. Er lebt in der Wirklichkeit, erfüllt von dem

Bewußtsein, daß das Schicksal jedem, den es in das Leben stellt, auch die Kraft geben wird, den Kampf zu bestehen. Nachdem er in seinem neuen Beruf Fuß gefaßt hat, sucht er seine Eltern auf und findet seinen Vater zu Tode erkrankt vor. Alle Versuche und Hoffnungen, den schwachen Lebensfunken zu erhalten, schlagen fehl. Mit dem Vater verliert Boëtius die eigentliche Wurzel seines Seins. Mit der schmerzvoll errungenen Erkenntnis, daß, wer einen Vater — (den liebsten Menschen) — verloren hat, aller Todesfurcht bar ist, denn seinen eigenen Tod erlebt kein Mensch, stellt er sich ganz auf den Boden der Tatsachen und geht mutig und zielbewußt seinen entsagungsvollen, schweren Weg weiter.

Ein guter psychologischer Roman. Wenig Handlung, umsomehr inneres Erleben. Anschauliche Naturschilderungen, vornehm im Stil und geschickt in der Komposition. Idee: wie ein durch Generationen verfeinerter Mensch sich auf die Notwendigkeiten der Welt einstellt und tapfer dem Luxusdasein seiner Ahnen entsagt, in einem Leben schwerster Arbeit und Entsagung neue Werte und Güter schafft. In seiner Wirkung also ein aufbauendes, ethisch gehaltvolles Buch, das alle Büchereien für ihre fortgeschritteneren Leser einstellen sollten.

H. Vieten, Düsseldorf.

Wells, Herbert George, Christina Albertas Vater. Bln, Wien, Lpzg: Zsolnay 1929. 549 S. geh. 3.50, geb. 6.50 RM.

Christina Albertas Vater ist Witwer und Wäschereibesitzer. Gewichtige Attribute und gehören doch nur dem kleinen, unbedeutenden Eduard Preemby an! Unbedeutend und nichtig sein ganzes Leben, so empfindet er selbst mit grausamer Deutlichkeit nach dem Tode seiner Frau, die sein Leben bestimmte und regelte. Unter ihrem Einfluß stand seine ganze bisherige Existenz. Seine Individualität, bislang unterdrückt von ihrer überragenden Persönlichkeit, beginnt sich nun plötzlich zu entfalten. Seine verträumten Augen bekommen einen neuen Blick. Es ist, als sähen sie in eine neue Welt, in der Visionen und Wirklichkeiten eins sind. Das Gefühl seiner Nichtigkeit übersteigert sich, überschlägt sich gleichsam zur Vorstellung, ein Mensch von ganz außergewöhnlicher Bedeutung zu sein. Es ist eine Kompensation, die der inneren Logik nicht entbehrt. Aus dem unwichtigen Albert Eduard Preemby wird Sargon, der König der Könige. Aber die Welt hat wenig Verständnis für diese Metarmorphose. Sargon, Preemby alias, der in seiner neuentdeckten Würde als Herr der Welt Jünger wirbt und ihnen seine Weisheit öffentlich kundtun will, wird verhaftet. Man prüft ihn auf seinen Geisteszustand hin, sperrt ihn ins Irrenhaus. Nach vielen vergeblichen Versuchen seiner Tochter und ihrer Freunde gelingt es schließlich einem jungen Schriftsteller, ihn den Händen seiner Wärter zu entreißen. — Nur kurz ist das Glück der wiedergewonnenen Freiheit. Eine Lungenentzündung, die er sich auf der Flucht zugezogen, führt zum Tode. Der Kerker, in dem ihn das armselige Leben als Albert Eduard Preemby gefangen hielt, öffnet sich und entläßt eine Seele, die über die dumpfe Leere eines belanglosen Daseins triumphierend zu neuen Wandlungen sich aufmacht. — Ironie des Dichters läßt Sargons einziges „positive Werk": seine Tochter, das uneheliche Kind eines anderen Mannes sein; versöhnend, daß Preemby sich betrachtet als Christina Albertas Vater. — Wells selbst sagt von seinem Roman: „Es ist im wesentlichen eine zeitgenössische Geschichte

Londons im Zeitalter des Herrn Arthur Conan Doyle, des Radio und der ersten Arbeiter-Peers . . ." Viele Fragen und Probleme moderner Lebensanschauung werden angeschnitten. Sie bereichern die Lektüre, verengern damit aber gleichzeitig den Kreis der für das Buch interessierten Leser. G. Braun, Düsseldorf.

Wolf, Friedrich, Kampf im Kohlenpott. Novellen. Stgt, Lpzg, Bln: Deutsche Verl.-Anstalt 1928. 293 S. geb. 6.— RM.

Dieses moralische Kampfbuch besteht aus mehreren Novellen um humorlose, ernsthafte Toren, um problematische Naturen, um ethisch hochwertige Konfliktmenschen, denen die ausgleichende Versöhnung mit der Wirklichkeit unmöglich ist.

1.) „Kampf im Kohlenpott". Zwei Schulkameraden, ein guter, selbstloser, gerecht- und sozialfühlender, „darum" lebensferner und langsam zu Grunde gehender Naturmensch und ein lebenskundiger, d. h. hier geschmeidiger, charakter- und gewissenloser, feiger, selbstsüchtiger, „darum" die höchsten materiellen und „darum" auch die höchsten gesellschaftlichen Erfolge erringender Zivilisationsmensch erleben gemeinsam das Gymnasium, den Weltkrieg und den „Kampf im Kohlenpott", d. i. die Revolution im Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet. Mit scharf umrissener Kulturkritik in Schwarz-Weiß werden die unsozialen Verhältnisse jedesmal gezeichnet und besonders die Kämpfe der Arbeiter mit dem Freikorps „Baltikumer", das am 12. März 1920 . . . mit fliegenden Fahnen und Totenkopf an den Stahlhelmen in den Kohlenpott einrückt, sind spannend und erinnerungstreu in das Schicksal der beiden Helden eingefügt. Dieses Stück jüngster Heimatgeschichte wird allen Arbeiter-Lesern zwischen Ruhr und Wupper zu denken geben.

2.) „Ruit". Ein Rechtsanwalt ergreift immer unvorbedacht die Partei des Rechts und der Menschlichkeit, nicht die des Ansehens und der Macht. So sinkt er zum Armenanwalt und selbst zum Armen herab. Ein reicher Kollege, den er um eine kleine Wohnung in dessen großem Hause bittet, versagt ihm diese, weil er nicht von seiner hohen Mietsforderung ablassen will, zeigt ihm aber „bei der Zigarre" kollegial sein komfortables Haus, das mehr als seine Bedürfnisse erfüllt. Die Grausamkeit seiner eitlen, konventionellen Protzerei kommt ihm nicht zum Bewußtsein. Den armen Kollegen aber reizt diese Rücksichtslosigkeit zum tätlichen Angriff und bringt ihn ins Irrenhaus.

Die übrigen Tendenznovellen und bitter satirischen Grotesken behandeln ähnliche Ideologen, die um der Wahrheit willen Unrecht tun, und bei denen sich das Ideale mit dem Elend paart. Diese Gesellschaftskritik erinnert stofflich an Upton Sinclair, in ihrer Gestaltung an Arnold Ulitz.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Aus der Geschichte:
Marcu, V.: Das große Kommando Scharnhorsts.
Neumann, A.: Guerra.
Tarassow-Rodionow: Februar.

Um den Weltkrieg (Fortsetzung):
Alverdes, P.: Die Pfeiferstube.
Beumelberg, W.: Sperrfeuer um Deutschland.
Bröger, K.: Bunker 17.
* Chemnitz, W.: Das schwarze Schicksal.
Dos Passos, J.: Drei Soldaten.
Heinz, M.: Loretto.
Jünger, E.: Das abenteuerliche Herz.
Lachmann, E.: Vier Jahre.
Ludwig, E.: Juli 14.
* Michael, W.: Infantrist Perhobstler.
Mottram, R. H.: Der „Spanische Pachthof".

Nachkriegszeit:
* Neumann, R.: Sintflut.

Biographische Erzählerkunst:
* Nora, A. de: Giorgione.
Harich, W.: Jean Paul in Heidelberg.
Edschmid, K.: Lord Byron.
Janoske, F.: Reise nach Lübeck.
Pourtalès, G. de: Der blaue Klang.
Marcu, V.: Das große Kommando Scharnhorsts.
Klabund: Rasputin.

Landleben und Bauerntum:
Deeping, W.: Der Schicksalshof.
Duun, O.: Die Juwikinger.
Kölwel, G.: Volk auf alter Erde.
* Kohne, G.: Die Sippe der Uhlenklooks.
Scott, G.: Kristofer mit dem Zweig.
Siwertz, S.: Witwenspiel.
Streuvels, St.: Knecht Jan.

Grenzlandromane:
* Salburg, E.: Suska-Susanne.
Sohnrey, H.: Fußstapfen am Meer.

Entwicklungsromane:
Carr, R. S.: Wildblühende Jugend.
* Kesten, H.: Ein ausschweifender Mensch.
* Lidin, W.: Der Abtrünnige.
Ognjew, N.: Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew.
Ognjew, N.: Kostja Rjabzew auf der Universität.
Weiß, E.: Boëtius von Orlamünde.

Psychologische und weltanschauliche Erzählerkunst:
Franck, H.: Recht ist Unrecht.

Frank, L.: Bruder und Schwester.
Galsworthy, J.: Ein Heiliger.
Galsworthy, J.: Ein Kommentar.
Jaloux, E.: Dich hätte ich geliebt.
Renker, G.: Der Abend des Heinrich Biehler.
Speyer, W.: Sonderlinge.
Wells, H. G.: Christina Albertas Vater.
Heinrich, K. B.: Maria im Volk.
Larsen, A.: Die Gemeinde, die in den Himmel wächst.
* Peuckert, W. E.: Zwei Lichte in der Welt.

Soziale Erzählerkunst:

Ehrenburg, J.: Das bewegte Leben des Lasik Roitschwantz.
* Ehrenburg, J.: Die Gasse am Moskaufluß.
Falkberget, J.: Brandopfer.
Kraze, F. H.: Die Freiheit des Kolja Iwanow.
Panferow, F.: Die Genossenschaft der Habenichtse.
Wolf, F.: Kampf im Kohlenpott.

Frauen-, Ehe- und Gesellschaftsromane:

* Berend, A.: Der Herr Direktor.
* Brust, A.: Jutt und Jula.
Deeping, W.: Der Schicksalshof.
* Dreyer, M.: König Kandaules.
Galsworthy, J.: Ein Heiliger.
Jaloux, E.: Dich hätte ich geliebt.
* Kunde, W. G.: Susanne Gülden.
* London, J.: Die Herrin des großen Hauses.
* Masters, E. L.: Der Hochzeitsflug.
Michaelis, K.: Familie Worm.
* Redelsperger, E.: Johst Jüngst und sein Kreis.
Stehr, H.: Helene Sintlinger.
* Trebitsch, S.: Renate Aldringen.

Erotische und Abenteuerromane:

Däubler, Th.: L'Africana.
Gunn, Mrs. A.: Wir aus dem Niemals.
* London, J.: Die Herrin des großen Hauses.
* Valmigère, P.: Otani.
Hausmann, M.: Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken.
* Droonberg, E.: Das Rätsel der Felsenschlucht.
Faber, K.: Die Seelenverkäufer.
* Ossendowski, F.: Hinter Chinas Mauern.

Humoristische Erzählerkunst:

* Berend, A.: Der Herr Direktor.
Ehrenburg, J.: Das bewegte Leben des Lasik Roitschwantz.
Fechter: P.: Die Rückkehr zur Natur.
Janoske, F.: Reise nach Lübeck u. a. Erzählungen.
Speyer, W.: Sonderlinge.
Weigand, W.: Von festlichen Tischen.

(Die mit * versehenen Bücher sind in den Besprechungen abgelehnt.)

IV. BÜCHER FÜR DIE JUGEND

Deutsche Jugendbücherei, Nr. 319 ff. Berlin, Leipzig: Hillger 1928 ff. 0.15; mit farb. Umschl. 0.20; Hbr. 0.40 RM.

Nr. 319. Riehl, W. H., Der stumme Ratsherr. — Der Dachs auf Lichtmeß.
- „ 320. Seeliger, E. G., Der Streit um die rote Rose.
- „ 321. Ali Baba und die 40 Räuber. (1001 Nacht.)
- „ 322. Von durchtriebenen Schelmen. (1001 Nacht.)
- „ 323. Tagore, R., Aus dem indischen Volksleben.
- „ 324. Aslagsson, O., Das Wildpferd.
- „ 325. Märchen von Kindern. (Lateinschrift!)
- „ 326. Grimm, Gebr., Allerlei Lumpengesindel.
- „ 327. Märchen von Glückspilzen. (Lateinschrift!)
- „ 328. Grimm, Gebr., Von verzauberten Menschen.
- „ 329. Heldenmärchen.
- „ 330. Keller, H., Kinderjahre e. taubstummen Blinden.
- „ 331. Faber, K., Der Urwaldvagabund.
- „ 332. Seume, J. G., Aus meinem Leben.
- „ 333/34. Brentano, Cl., Das Märchen von Gockel, Hinkel u. Gackeleia.
- „ 335. Seeliger, E. G., Rübezahl.

In der vom Dürerbund hrsg. „Deutschen Jugendbücherei" sind schon annähernd 350 Nummern erschienen. Sie enthalten durchweg Gutes für alle Altersstufen unserer jugendlichen Leserschar. Für Büchereien empfiehlt es sich jeweils 3—4 gleichgeartete Bändchen unter einem Sammeltitel zusammenbinden zu lassen. M.-L. Baum, Elberfeld.

Guck heraus heißt mein Haus! M.-Gladbach: Volksvereinsverl. 4.50 RM.

Ein lustiges Bilderbuch, das in wundervoller, — fast möchte man sagen: mutiger — Buntheit von Tieren und kleinen Menschen erzählt. Den Text dichtete die bekannte Märchenerzählerin Lisa Tetzner, und die aus Buntpapier geschnittenen Bilder stammen von Maria Braun. — Für die ganz Kleinen. M.-L. Baum, Elberfeld.

Bowen, Olwen, Hennchen Gakelei. Lustige und traurige Geschichten aus dem Leben eines Huhnes. Übertr. v. Clara Heppner. 3. Aufl. Ill. Stuttgart: Franckh 1928. 78 S. geb. 3.20 RM.

Wir haben an guten Tiergeschichten für die Jugend in neuerer Zeit keinen Mangel. Das vorliegende Büchlein ist wohl für unsere Jüngsten bestimmt, soweit sie schon mit dem Alphabet fertig werden können. Ihr werden diese lustig geschriebenen „Geschichten aus dem Leben eines Huhnes" Freude bereiten. Neben Hennchen Gakeleis oft recht komischen Erlebnissen ist auch allerhand Kurzweiliges vom „Onkel Gunzwig", dem Hofschwein, der "Muhme Muhkuh", dem Langohr, dem Maulwurf „Rudirat" und vieles andere erzählt. Einige aufregende Szenen, wie die Errettung des Hühnchens vor dem sicheren Schlachttod durch den Hofhund „Wacker" u. a. werden unseren Kleinen besonders reizvoll erscheinen.

Die Zeichnungen sind frisch und anschaulich. Für 6—7 jährige Knaben und Mädchen. Auch zum Vorlesen geeignet. Th. Schmidt, Bochum.

Schreckenbach, W. G., **Für die Dämmerstunde.** Neue Märchen und Geschichten. Fürth: Löwensohn 1928. 132 S. geb. 6.— RM.

Der Hauptinhalt dieser Märchen ist die Personifizierung der Natur. Sie ist belebt von Blumenelfen, Moosfräulein, Kobolden und anderen Fabelwesen. Und dadurch werden die Vorgänge in der Natur, die Kinder interessieren, z. B. das Entspringen einer Quelle, märchenhaft erklärt.

Bei fast allen diesen Geschichten macht sich eine pädagogische Tendenz bemerkbar. Sie eignen sich für Kinder von 4—10 Jahren, einige allerdings, wie die von Max Jungnickel, auch für die reifere Jugend, da sie den Kleinen noch unverständlich sind. Die Märchen sind kurz, die Sprache ist im allgemeinen klar, lebendig und leicht verständlich.

Belebt wird die Handlung durch einfarbige und bunte Bilder.

E. Otto, Dortmund.

Berg, Klara, **Wie Tiere arbeiten.** Berlin: Pestalozzi-Verl. 6.— RM. (Pestalozzi-Bilderbücher. Nr. 15.)

Mit guten Bildern und ansprechenden Geschichten und Gedichten wird hier der kleinen Leserwelt eine unterhaltende und doch lehrreiche Naturgeschichte dargeboten. — Für Kinder vom 9. Jahre ab.

M.-L. Baum, Elberfeld.

Heinen, Josef Maria, **Dornröschen.** Ein Märchenspiel. 1.—4. Aufl. Berlin: Bühnenvolksbundverl. 1928. 1.25 RM. (Das spielende Kind. Bd. 11.)

In der beliebten Sammlung des Bühnenvolksbundes „Das spielende Kind" ist nun auch Dornröschen erschienen. Der Märchenton ist trotz Vers und Reim gut getroffen: schlicht, einfach und ohne falsches Pathos. — Für Kinder vom 10. Jahre ab.

M.-L. Baum, Elberfeld.

Brüger, Karl und Götze, Otto, **Thüringer Sagen.** Für die Jugend ausgewählt. Ill. Lpzg: Hegel & Schade 1928. 152 S. geb. 4.80 RM.

Aus Dürr's Sammlung deutscher Sagen liegt der 18. Band „Thüringer Sagen" vor. Es sind 92 Sagen gesammelt, die sich je zur Hälfte in geschichtliche und Volks-Sagen sondern. Bei der starken Wanderung, die auch unser Landvolk ergriffen hat, und die naturgemäß ein allmähliches Vergessen unseres kostbaren Sagenschatzes bewirkt, ist jede Sammlung dieser alten Neturdenkmäler zu begrüßen. Uns will jedoch scheinen, als ob die einzelnen Erzählungen zu stark gekürzt sind, sodaß bisweilen der ethische Gehalt fehlt, daß sich teilweise infolge der Kürze eine gewisse Rohheit zeigt (z. B. „Das Jagen im fremden Walde", S. 31.).

Solcher Art Anstände ließen sich noch bei einer ganzen Reihe der Erzählungen machen. Zweifellos haben sich die Verfasser einer großen Objektivität befleißigt und jedenfalls versucht, aus den verschiedenen Lesarten die gemeinsame Linie herauszuschälen. Aber vielleicht wäre für die Jugend eine poetischere Behandlungsweise zu empfehlen gewesen. Immerhin soll anerkannt werden, daß auch bei einer großen Auswahl der Sagen der poetische und gemütvolle Teil zu seinem Rechte kommt. Sehr schön sind die Abbildungen von Hanns Bock. Das Ortsverzeichnis am Schluß des Werkes ist sehr zu begrüßen. Als eine Bereicherung unserer Jugendliteratur ist das Buch zu empfehlen.

E. Schiller, Dortmund.

Koennerit, Isidora Marie von, Rotraut und andere Erzählungen. Ill. Gütersloh: Bertelsmann 1928. 174 S. 5.— RM.

Es ist unbegreiflich, daß ein solch minderwertiges Jugendbuch im Jahre 1928 noch seinen Verleger findet. Rührselige Geschichten von braven Kindern und armen Krüppeln, von albernen Taugenichtsereien und sentimentalen Freundschaften werden in einer unglaublich tantenhaft verkindischten Sprache erzählt und triefen von Moral und Menschengüte. Das typische Kinderbuch vergangener Zeiten, das aber heute, wo soviel Besseres zur Verfügung steht, entschieden bekämpft werden muß! Schade ist es um die gut gelungenen Illustrationen von Meta Voigt-Claudius, die bei flüchtiger Betrachtung leicht zum Kauf verführen könnten. Für Volksbüchereien sind diese Erzählungen, die wohl für 7—11 jährige Mädchen geschrieben wurden, unbedingt abzulehnen. K. Heimann, Düsseldorf.

Heinze-Hoferichter, Mara, Friedel Starmatz. Ill. von Karl Mühlmeister. Reutlingen: Enßlin & Laiblin 1928. 244 S. geb. 3.— RM.

Ein kleiner Junge aus Ostpreußen wird nach dem Russeneinfall 1914 eltern- und heimatlos. Er irrt im Walde umher und sehnt sich nach seiner Mutter. Die Natur nimmt an seinem traurigen Geschick Anteil: Die Landstraße sorgt sich um ihn, Wiesenblumen und Gräser neigen sich mitleidsvoll, der Wind singt ihm leise und zart sein Schlaflied, Farne decken schützend ihre breiten Blätter über das schlummernde Kind, große und kleine Waldtiere mahnen und warnen das Büblein, als es am Morgen weiter geht, die Mutter zu suchen. Die märchenhafte Stimmung bricht fast plötzlich ab. Offiziere, die im Auto auf der Fahrt nach der Westfront sind, nehmen das gefährdete Kind mit. Sie erleiden einen Unfall; der Junge wird unter dem Wagen hervorgeholt und von fremden Leuten gesund gepflegt. Dann läuft er fort, um die Mutter zu suchen. Er kommt ins „Geestland". Ein Eichhörnchen zeigt ihm den Weg aus dem Wald zu guten Menschen. Eine Künstlerfamilie nimmt den Jungen auf; mit den fast gleichaltrigen Kindern erlebt das „Träumerlein" im „Märchenhaus" eine frohe und sorglose Jugend, die nur durch die Sehnsucht nach der Mutter ab und zu getrübt wird. Träumerlein ist ein Märchenkind, Klein und Groß ist ihm von Herzen zugetan. Zum Ende wird alles gut! Träumerlein findet nach 9 Jahren seine Eltern wieder.

Das feine Einfühlungsvermögen der Verfasserin, die Wiedergabe gutbeobachteter Szenen tritt gegenüber der Sentimentalität weit in den Hintergrund. Die Erzählung, die besonders zum Schlusse hin recht rührselig wird, ist lebensfremd und unecht und kann deshalb zur Anschaffung nicht empfohlen werden. M. Tillmann, Wanne-Eickel.

Svensson, Jón, Auf Skipalón. Ill. Freiburg i. Br: Herder 1928. 202 S. 4.— RM.

Neue Islandgeschichten Svenssons, des beliebten Verfassers von „Nonni und Manni", „Sonnentage", „Aus Island". Die erste Geschichte erzählt von einem Weihnachtsbesuch Nonnis auf dem schönen Gute Skipalón, wohin ihn sein Freund Baldur und der treue Knecht Gudmund begleiten und von dem schrecklichen Kampfe mit Eisbären, die die drei unterwegs kurz vor Erreichung ihres Zieles überfallen und verfolgen. Die zweite Erzählung schildert den ersten unter großen Schwierigkeiten und Gefahren

glücklich ausgeführten Forellenfang des noch nicht 9jährigen Nonni und seines kleinen Freundes Arni. In dem „Gefährlichen Nachmittagsritt" sehen wir, wie ungehemmt die Jugend in dem noch wenig zivilisierten ursprünglichen Island aufwächst, wie sie gewohnt ist, Gefahren unerschrocken ins Auge zu sehen und schwierigste Lebenslagen zu meistern. Die Schilderung der Geburtsstadt Nonnis in „Wo ich geboren bin" läßt uns den Zauber dieser nördlichen Insel empfinden, und in „Meine ersten dänischen Freunde" singt der Verfasser ein Loblied auf Dänemark, das er als Wohnung Freias preist und dessen liebenswürdige Bewohner er rühmt. — Die Geschichten sind fesselnd geschrieben und dem kindlichen Gemüt durchaus angepaßt. Die gesunde Moral drängt sich nie auf. Für Knaben von 9 bis 12 Jahren. H. Vieten, Düsseldorf.

Bubeck-Panzer, Berta Luidgarde, Im Spechtloch. Eine heitere Kindergeschichte. Ill. von Erna Krüger. Heilbronn: Salzer 1928. 158 S. 4.— RM.

Ein Gelehrter, der in einer baltisch-russischen Stadt wohnt, muß im Kriege als Deutscher aus dem Lande fliehen. Seine jahrelang zusammengetragenen Sammlungen vernichtet blinde Zerstörungswut. Ein Zufall spielt ihm die Anzeige eines süddeutschen Gutsherrn in die Hand, der für sein Gartenhaus einen Mieter sucht. Der Professor kennt den Namen des Besitzers als den Vater seines Jugendfreundes. Zum Jubel von dessen Kindern bezieht er das stille Gartenhaus, das nach dem früher dort wohnenden Gärtner Specht das „Spechtloch" heißt. Freundschaft verbindet bald den Gelehrten, „Onkel Apollo", mit den Kleinen, die auch umgetauft werden und einen neuen, nur für das Spechtloch gültigen Namen erhalten. Unermüdlich beobachtet und arbeitet er draußen und drinnen mit den sammelfreudigen Kindern, er führt sie ein in die Geheimnisse der Natur und versucht, ihnen Lebensvorgänge nahe zu bringen und zu lösen. Heitere Zwischenfälle würzen die Arbeit. Zu Ende des Jahres findet in einem erweiterten Freundeskreis feierlich und mit viel Humor die Grundsteinlegung zu einem Insektenhause statt. — Und so plaudert der Verfasser von den Ereignissen im Spechtloch weiter.

Die humoristische, aus dem Kinderleben genommene Erzählung kann die Wißbegier der naturliebenden Jugend fördern. Doch zeigt sie dem sammelfreudigen Kinde durch Aufdeckung vieler Schwierigkeiten, wie wertlos gewöhnlich die ohne Anleitung angelegte Sammlung ist.

Die Ausstattung des Buches ist gut. Die eingestreuten Bilder sprechen für sich und sind dem Inhalt der Erzählung angepaßt. Der Stil ist einfach und klar, die Sprache jedoch nicht immer kindertümlich. Manchmal ist sie trocken und etwas lehrhaft, und dann fehlt es dem Buche an Spannung. Trotzdem kann es für größere Kinder, besonders Knaben, etwa vom 11. Jahre an, empfohlen werden.

M. Tillmann, Wanne-Eickel.

Niggli, Martha, Schönschwarz. Eine Pferdegeschichte. Nach dem Engl. von A. Sewell. Ill. von August Braun. Frbg. i. Br.: Herder & Co. 1929. 288 S. geb. 5.50 RM.

„Schönschwarz", ein altes Pferd, das in Ruhe dem Ende seiner Tage entgegensieht, hält Rückschau auf sein Leben. Nach vier glücklichen Jugend-

jahren, die kaum durch große Freiheitsbeschränkung getrübt werden, wird es Reitpferd vornehmer Damen und Herren. Nicht allzu lange währt die glückliche Zeit. Von einem dem Trunke ergebenen Aufseher zuschanden geritten, lernt es den Undank und die Erbarmungslosigkeit der Menschen kennen: vom vornehmen Reit- und Jagdpferd sinkt es zum Droschken- und Lastpferd herab, sieht aber jetzt wieder besseren Tagen entgegen. —

Das Buch bereichert die Zahl der guten Tiergeschichten, die ohne jede Bedenken in Volksbüchereien für jugendliche Leser eingestellt werden können.

A. Bazarnik, Dortmund.

Findeisen, Kurt Arnold, Der Raubschütz. Ill. Lpzg: Hegel & Schade. 45 S. geb. 1.25 RM.

Den „Raubschützen" (Karl Stülpner) könnte man auch den „obersächsischen Schinderhannes" nennen. Manche Erzählung seiner kecken Taten zeigt eine Ähnlichkeit mit den Berichten über Schinderhannes. Er hilft armen Menschen, befreit durch Räuber Überfallene, rettet sogar dem Staate große Geldsummen. Nur der Ausklang seines Lebens ist ein anderer. Er wird nicht gefangen und hingerichtet. Mit List und Kühnheit entgeht er glücklich allen Nachstellungen und stirbt als 79 jähriger blinder Greis im Walde, den er so sehr geliebt.

Aus seinem großen Roman „Der Sohn der Wälder" hat der Verfasser diese Wildschütz-Erzählung für die Jugend zusammengestellt.

Das Buch ist abenteuerlich, spannend, anschaulich und zeigt die ethische Grundnote, daß die in der menschlichen Gesellschaft geltenden Gesetze zu respektieren sind. Für Jungen vom 12. Jahre an zu empfehlen.

A. Thiemann, Düsseldorf.

Scoville, Samuel, Pfadfinder in der Wildnis. Übers. von Karl Soll. Ill. Bln: Scherl 1927. 179 S. geb. 4.— RM.

Eine verkitschte Robinsonade von einem Indianerjungen und einem verwöhnten kleinen Amerikaner, die dem großen Holzkönig Jim den Beweis erbringen sollen, daß sie in der Wildnis seiner amerikanischen Wälder einen Monat lang ganz auf sich selbst angewiesen wie Urmenschen zu leben vermögen. Der Spürsinn und die frühen Erfahrungen des Indianerjungen lassen zusammen mit dem angelernten Wissen des Weißen den Plan gelingen. Und als Belohnung für den geglückten Versuch erhalten die beiden Knaben von ihrem reichen Gönner ein Blockhaus und 10 Morgen Waldboden für ihre Pfadfindergruppe zum Geschenk. — Die Absicht, die Erfindungsgabe der jugendlichen Leser anzuregen und gleichzeitig den etwa 10—14 Jährigen das Werden der Kultur zu schildern, ist sicherlich gut gemeint, aber durch allzu unglaubwürdige Abenteuer und Glückszufälle mißlungen. Durch die radebrechende Sprachweise des tapferen kleinen Indianers steht das Buch auch rein künstlerisch auf niedrigem Niveau. Anerkennend muß hervorgehoben werden, daß es bis zum Schluß die größte Spannung aufrecht erhält, ohne die Phantasie zu überhitzen. Trotzdem ist es für Volksbüchereien abzulehnen.

K. Heimann, Düsseldorf.

Viera, Josef, Sturmvogel. Abenteuer in Wild-Süd. Ill. v. Karl Mühlmeister. Reutlingen: Enßlin & Laiblin 1928. 208 S. geb. 3.50 RM.

Diese Abenteuer versetzen uns in die Zeit um 1900 nach Südafrika, in

jenes Land mit den unendlichen Sandmeeren und Steppen, der glühenden Tageshitze und den kühlen tropischen Nächten. Ein hartes, strapazenfähiges, mit unendlicher Liebe an jedem schwer errungenen Stückchen Scholle hängendes Geschlecht, dem einst Europas Raum zu eng gewesen ist, hat dieses Land gestaltet. Wehe dem, der es in seiner von Vätern ererbten Freiheit beschränken will! Und doch wagt es der diamantengierige Engländer. Da wehrt sich das Burenvolk, von den Sympathien Kontinentaleuropas getragen, und schickt den Feind mit blutigen Köpfen heim. Doch der Feind, in der Überzahl und völkerrechtswidrige Mittel anwendend, bleibt schließlich Sieger. Der Bure, der diesen Sieg wohl ahnt, sucht den „Engelse" im Kleinkrieg zu erschöpfen. Einer seiner Führer dabei ist Wolfgang Vogel, ein blonder Deutscher, von seinen Leuten „Sturmvogel" genannt, ein Mann, der mit seinem feurigen Araberhengst Afifa jeden Jungen begeistern wird, obwohl seine Abenteuer z. T. etwas unwahrscheinlich klingen. Dem tiefer Nachdenkenden, der nicht nur Wert auf möglichst spannende Abenteuer legt, wird Kornel Strubben, ein 12 jähriger Burenjunge, der von dem Geschick seines Volkes besonders schwer getroffen wird, zusagen.

Trotz mancher Mängel (z. B. werden die Bilder nicht allgemeinen Beifall finden) empfiehlt sich dieses Buch den Volks- und Jugendbüchereien zur Anschaffung. A. Bazarnik, Dortmund.

Richter, Max, Deutsche Inseln in der Südsee. Reiseberichte und Schilderungen aus unseren ehemaligen Kolonien. Köln: Schaffstein 1929. 77 S. 0.65 RM. (Schaffsteins grüne Bändchen.)

Gute Auswahl aus Werken über die Südsee von Behrmann „Im Stromgebiet des Sepik", Detzner „Vier Jahre unter Kannibalen", Jacques „Südsee", Parkinson „Dreißig Jahre Südsee" u. a. in der bekannt guten Sammlung und Ausstattung von Schaffsteins „Grünen Bändchen".

Sachlich knappe Darstellung aus dem Leben der Eingeborenen auf Neu-Guinea, N.-Mecklenburg, Neu-Pommern, Samoa, Marschall-Inseln mit guter Einführung in die jetzige Lage der Kolonien. Die Sitten der Kannibalen, ihre Feste, Leichenfeiern und Zauberkünste. Schildert erfolgreiche Kolonisation durch die Deutschen, das freundliche Entgegenkommen der Eingeborenen im Weltkriege. Vermittelt gute Kenntnisse über Land und Leute unserer Kolonien.

Für 12—14 jährige Jungen.

H. Burchard, Urdingen.

Viera, Josef, Die Siedlung des afrikanischen Robinson. Schicksale u. Abenteuer deutscher Auswanderer in Afrika. Ill. v. F. Müller-Münster. Reutl.: Enßlin & Laiblin 1925. 222 S. geb. 3.50 RM.

Der Verfasser wählt in dem vorliegenden Buch ebenso wie in den früher erschienenen Erzählungen „Wild-Süd", „Sturmvogel" und „Der afrikanische Waldläufer" Afrika zum Schauplatz seiner Geschichte. Jetzt ist es das Gebiet des Kongostromes, das er der Jugend durch das Schicksal einer Ansiedlergruppe näher zu bringen versucht. Er schildert Widerwärtigkeiten und Gefahren, mit denen der kleine unerfahrene Einwanderertrupp im spärlich besiedelten, unwirtlichen Landinnern zu kämpfen hat. Eine Riesenüberschwemmung des Kongo vernichtet ihre Arbeit. Einem mutigen Weißen verdanken sie die Rettung des nackten Lebens. Mit seiner

Hilfe beginnen sie eine neue Siedlung in einer Gegend, die vor Überschwemmungen gesichert ist und ein gesundes Klima hat. Ein von Medizinmännern und Zauberern entfachter Negeraufstand bedroht ihre Pflanzung. Siegreich verteidigen sie ihre neue Heimat gegen die Eingeborenen. Nach Jahren schwerer Arbeit und Unruhe haben sie aus dem unkultivierten Lande eine blühende Siedlung geschaffen.

Viera war selbst längere Zeit in Afrika. Seine Stimmungsbilder aus dem Urwalde und dem Leben der Eingeborenen tragen den Stempel der Wahrhaftigkeit. Allerdings gelingt es ihm nicht immer, seine Schilderungen in Einklang mit der Erzählung selbst zu bringen.

Die einfache unkomplizierte Art der Darstellung ist Knaben vom 12. Jahre an verständlich. Papier und Druck lassen zu wünschen übrig.

M. Ahrens, Wanne-Eickel.

Schedler, Robert, Der Schmied von Göschenen. Erz. a. d. Urschweiz für Jung u. Alt. 3. Aufl. Basel: Helbing & Lichtenhahn 1927. 207 S. 4.50 RM.

Der Held des Buches, der junge tüchtige Schmied Heini von Göschenen, baut im J. 1223 die erste Brücke zwischen Göschenen und Andermatt durch die Schöllenenschlucht. Damit hat er seinem geliebten Heimattal Uri eine Verkehrsstraße nach Italien geschaffen, und seine verarmten Landsleute finden als Handelsleute und Säumer neue Verdienstmöglichkeiten. Für die Freiheit seiner Heimat, die unter dem Druck habsburgischer Fronvögte seufzt, tritt er unerschrocken und opferbereit ein, bis 1231 der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. dem Lande Uri den Freibrief verleiht.

Die gut erzählte und im besten Sinne spannende Geschichte wird ihres historischen Hintergrunds wegen auch unter den erwachsenen Lesern manchen Freund finden. — Der Verfasser ist ein bekannter Schweizer Pfarrer, der sich um die Erforschung der Geschichte des Urner Landes schon manches Verdienst erworben hat. — Für Knaben vom 13. Jahre ab.

M.-L. Baum, Elberfeld.

Schehl, Karl, Der kleine Trompeter. Erlebnisse des Rheinländers Karl Schehl in Rußland 1812. Wien, Leipzig: Österr. Bundesverl. 1928. 170 S. geb. 3.70 RM.

Das Buch ist eine Bearbeitung der Selbstbiographie Schehls vom Jahre 1862 und ein fast wörtlicher Abdr. des im J. 1912 bei Schwann in Düsseldorf erschienenen Werks: „Mit der großen Armee 1812 von Crefeld nach Moskau". Der neue Titel ist irreführend, jedenfalls erscheint dadurch der Neudruck nicht gerechtfertigt. — Für Kinder vom 12. Jahre ab.

M.-L. Baum, Elberfeld.

Lagerlöf, Selma, Ein Weihnachtsgast und andere Erz. Ill. Frankfurt a. M.: Diesterweg 1928. 37 S. 0.40 RM. (Kranz-Bücherei. H. 150.)

Die gut ausgewählte Kranzbücherei, vom Jugendschriften-Ausschuß des Frankfurter Lehrervereins hrsg., bringt im vorliegenden Heft außer der Titelerzählung noch die Legende vom Vogelnest und die Erz. „Der Wechselbalg". — Für Kinder vom 12. Jahre ab.

M.-L. Baum, Elberfeld.

Porter, Eleanor H., Pollyanna. Ein frohes Buch. Übers. a. d. Amerik. Leipzig, Zürich: Grethlein 1926. 304 S. 3.50, geb. 5.50 RM.

Pollyanna ist ein amerikanisches Mädchen, eine kleine Philosophin von 11 Jahren mit einer „Weltanschauung" à la Leberecht Hühnchen. — Die Idee ist gut, nur ist sie ein bißchen zu dick aufgetragen: mit ihrem „Spiel", — d. h. an jedem Mißgeschick, Unglück und Kummer eine frohe Seite zu entdecken, — krempelt Pollyanna eine ganze Stadt um, einsame Hypochonder und kaltherzige Egoisten werden zu Menschenfreunden, erzürnte Liebesleute finden sich wieder, ein streitbarer Bußprediger wird zum wahren Seelsorger, und für arme Waisenkinder findet sich eine Heimat. —

Für 12—14 Jährige. M.-L. Baum, Elberfeld.

Durch die weite Welt. Jahrbuch für Natur, Sport und Technik. Ill. Stgt: Franckh 1928. VII, 262 S. geb. 5.60 RM.

„Durch die weite Welt" will, wie schon sein Titel sagt, den jungen Leser mit den verschiedensten Gebieten aus Natur, Technik und Sport durch kurze Aufsätze belehrender und erzählender Art bekannt machen. Diese Vielseitigkeit der behandelten Gebiete und die Kürze der Darstellung empfehlen das Buch nicht. Die Fülle des Gebotenen läßt einen nachhaltigen Eindruck nicht aufkommen; statt einer Erziehung zu Gründlichkeit und Gediegenheit wird bei dem jugendlichen Leser das Gefühl des Vielwissens erweckt. Die Erzählungen sind ebenfalls durchaus ablehnend zu bewerten. Sie verlieren sich trotz ihres Reichtums an Erfindungen in Gehaltlosigkeit und Plattheit.

Dieser Typ der „Universum-Bücher" ist von Volksbüchereien abzulehnen. E. Jonen, Düsseldorf.

Sturm, Karl, Durch Schweden und Lappland. Dortmund: Ruhfus 1928. 98 S. 2.— RM.

Das von der „Jugendpflege" des Reg.-Bez. Arnsberg hrsg. gut ausgestattete Heft ist im Anschluß an eine Wanderfahrt im Sommer 1926 entstanden. Im 1. Teil wird anregend von klimatischen, geologischen, natur- und völkerkundlichen Ergebnissen berichtet. Der 2. Teil bringt Reiseschilderungen, aus denen die wandernde deutsche Jugend, der das Heft gewidmet ist, manches Nützliche und Lehrreiche für Wanderfahrten in Schweden und Lappland lernen kann. Die Reiseberichte werden durch gute Photographien ergänzt. — Für Kinder vom 12. Jahre ab.

M.-L. Baum, Elberfeld.

Dominik, Hans, Klaus im Glück. Vom Hirtenjungen z. Diamantenkönig. Ill. Lpzg: Koehler & Amelang 1928. 231 S. geb. 4.50 RM.

Der Verfasser zeigt in seinem Buche eine lange Kette von Erfolgen, die den Helden aus Armut zu großem Reichtum führen.

Klaus Kröning, das älteste Kind eines thüringischen Gemeindehirten, hat den Baumeister Jensen ein Vierteljahr vor der Schulentlassung vor den Hörnern eines wütenden Stieres gerettet. Die Dankbarkeit des angesehenen Mannes macht ihn zuerst zum Landmessergehilfen, dann zum Lehrling der Eisenbahnbaugesellschaft Voßberg & Co. und stellt ihn dadurch an den Anfang einer Laufbahn, auf der er einem niedrigen Tagelöhnerleben entgeht. Klaus wird ein guter Techniker und Lokomotivführer. Er

tritt am Ende seiner Lehrzeit in das 1. Eisenbahnregiment ein. Als Unteroffizier nimmt er am Hererokriege teil und rettet seinem Wohltäter zum zweiten Male das Leben. Nach seiner Entlassung bleibt er in Südwestafrika und arbeitet wieder für die Gesellschaft Voßberg & Co., die ein großes Eisenbahnnetz in der deutschen Kolonie baut. Wegen seiner Tüchtigkeit ernennt man den jungen Ingenieur zum Ober-Ingenieur und übergibt ihm die Aufsicht über eine große Strecke. Bald wird er „Klaus im Glück". Er findet im Wüstensand wertvolle Steine und gründet mit seinem Gönner und seinem Direktor eine deutsche Diamantengesellschaft. Mit dem Gelde, das ihm die Ausbeutung der Edelsteinfelder in großer Menge zuträgt, tritt er als Großaktionär in den Aufsichtsrat der Gesellschaft Voßberg & Co. und errichtet eine für die ganze Kolonie vorbildliche Farm. Als der Weltkrieg ausbricht, eilt Klaus in seine Heimat. Er kämpft im Osten als Feldwebel eines Reserve-Infanterieregiments. Im Jahre 1919 fährt er wieder nach Afrika. Seiner Klugheit gelingt es, die alte Farm mit dem geretteten Teil seines Vermögens zurückzugewinnen. Bald nach seiner Rückkehr stößt er in einer menschenleeren Einöde auf schwarzes Zinn. Die Gewinnung dieses Erzes gibt ihm viel Arbeit, aber auch eine glückliche Zukunft.

Außer dem ethischen Gehalt machen Gespräche, die in die Gebiete der Technik, der Physik, der Chemie und der Geologie hineingreifen, das an Spannungsreizen arme Buch zur Lektüre für die reifere Jugend brauchbar.

J. Klein, Bonn.

Haas, Rudolf de, Der Wilderer von Deutsch-Ost. Ill. Bln: Scherl 1927. 186 S. 4.50 RM.

Der bekannte Jäger und Forscher de Haas hat in dieser Erzählung seine eingehenden Kenntnisse afrikanischen Lebens der reiferen Jugend vermittelt. Eine schicksalhafte Bestimmung zwingt zwei nach Deutsch-Ostafrika verschlagene Deutsche einander zu verfolgen. Der eine wird aus Sehnsucht nach Freiheit und Naturverbundenheit leidenschaftlicher Elefantenwildjäger. Der andere, Wachtmeister bei der schwarzen Polizeitruppe, ist durch seinen Beruf verpflichtet, dem Wilderer nachzustellen, um ihn unschädlich zu machen. In diesem Kampfe finden beide wertvolle Hilfe in treu ergebenen Eingeborenen. Diese sind die Helden der Erzählung. Wie sie einander auskundschaften, belauschen, überlisten und schließlich vernichten, darin liegt der Hauptinhalt und Spannungsreiz des Buches. Die beiden Gegner, um die es sich eigentlich handelt, der Wilderer und der Wachtmeister, treten hierbei in den Hintergrund, ja, sie sind bei ihrer gegenseitigen Verfolgung von einer Nachsichtigkeit, die fast an Sentimentalität grenzt und dadurch unnatürlich wirkt. Störend berührt auch der tendenziöse Ausgang des Kampfes: der Weltkrieg bricht aus, und durch ihn werden beide, die sich im Frieden erfolglos bekämpften, zu gemeinsamen Verteidigern ihres Vaterlandes. Daß hierbei der Wilderer fällt, soll wohl als gerechte, ausgleichende Sühne für die früheren Gesetzesübertretungen empfunden werden!

Trotz dieser Schwächen ist das Buch für die Jugend unterhaltend durch die Abenteuerlichkeit der Geschehnisse und belehrend durch die geschickt eingeflochtenen Schilderungen vom afrikanischen Urwald und Tierleben.

Die Sprache ist dem Verständnis der Jugend angepaßt.

Das Buch ist allen Büchereien zu empfehlen. E. Jonen, Düsseldorf.

Matthießen, Wilhelm, Der Herr mit den hundert Augen. Eine Abenteuergeschichte aus den tibetischen Bergen. Freiburg i. Br.: Herder 1927. 226 S. 3.20, geb. 4.— RM.

Das ist wahr, ohne diesen Jungen Rolf bleichten die Knochen der kleinen Reisegesellschaft, bestehend aus einem Gelehrten, dem großen aber etwas talpigen Nimrod Otto Plessow und dem Jesuitenpater, schon längst in der Wüste Gobi, bevor noch die Geschichte ihren Anfang genommen. Aber dann wäre die Geschichte ungeschrieben geblieben, und deshalb läßt der Verfasser die Expedition den Jungen bereits in Urga in Dienst nehmen. Diesem, zwar von Profession Diener, aber von Passion vielmehr Detektiv, ist die Fahrt nach und durch Tibet ein so herrlicher Prüfstein seiner angedeuteten Fähigkeiten, daß er der hohen Schule der früher verschlungenen Detektivgeschichten und Seeräuberromane nicht übel Ehre macht und jetzt auf der ersten Reise, trotz seiner achtzehn Jahre, von den mongolischen Reisebegleitern schon den bezeichnenden Namen „Herr mit den hundert Augen" erwirbt.

Die Leistungen sind nun auch wirklich fabelhaft und denen berühmter Ahnen aus dem Reiche Karl May's durchaus würdig. Rettet er doch die Expedition mehrfach vor dem sichern Tode des Verhungerns und Verdurstens, befreit sie aus der Hand chinesischer Räuber. Seiner genialen Kombinations- und Spürgabe ist es zu verdanken, daß der Ort entdeckt wird, wo die kostbare Handschrift des Johannes-Evangeliums versteckt ist, — oder vielmehr: war; denn inzwischen ist sie von einem Engländer gestohlen worden. Die Verfolgung des Engländers und seines Helfershelfers, des „Roten Drachen", bildet dann den Inhalt des letzten Teiles des Buches.

Das hört sich alles aufregend an, es wird auch viel und ausgiebig geschossen, — aber der Verfasser weiß es stets so einzurichten, daß die vielen Bösewichter ohne Blutvergießen unschädlich gemacht werden, wobei allerdings mitunter die hypnotischen und suggestiven Kräfte eines buddhistischen Obermönchs etwas nachhelfen müssen. Von Land und Leuten vernehmen wir sonst nicht viel. Im übrigen aber ist das Buch frisch und flott geschrieben, sodaß die heranwachsende Jugend und Erwachsene, die auf Spannungsreiz erpicht sind, ihre Freude daran haben werden.

H. Strangmeier, Hilden.

Wegener, Georg, Fliegt mit! Neue Erinnerungen eines Weltreisenden. Ill. Lpzg: Brockhaus 1928. 159 S. geb. 3.50 RM. (Reisen und Abenteuer. 44.)

Ein irreführender Titel für den Leser, welcher Fliegererlebnisse erwartet. Dieses 44. Bändchen der Sammlung „Reisen und Abenteuer" ist ein Auszug aus dem großen Werke „Ein neuer Flug des Zaubermantels". Der Untertitel „Neue Erinnerungen" ist also auch nicht zutreffend.

Im Plaudertone beschreibt Wegener, wie er im Auftrage Scherls vergeblich bemüht ist, Andrée vor seinem Polfluge zu erreichen, aber dafür den vom Polarmeer heimkehrenden Nansen in Hammerfest trifft und einige Zeit später die „Fram" mit Sverdrup. Er versucht den überwältigenden Eindruck wiederzugeben, den das Morgenglühen am Himalaja auf ihn machte; er schildert den von anderen Vulkanausbrüchen seltsam abweichenden des Mont-Pelé auf Martinique. Auf Java hatte der Weltreisende Gelegenheit zu beobachten, wie der Geburtstag Mohammeds nach

alten Zeremonien gefeiert wird. Andere Episoden der Reise: die Fahrt über den Tung-ting-See, dem Herzen Chinas; ein Schiffbruch auf dem Yang-tse-kiang; Empfang beim Nisam von Haiderabad, dem reichsten und mächtigsten aller indischen Fürsten. — Auch Frau Wegener hat einen Beitrag geliefert: die Schilderung des letzten Damen-Empfanges im Sommerpalast der Kaiserin-Witwe von China. — 14—16 Jährige werden es gerne lesen.

A. Thiemann, Düsseldorf.

Haarhaus, Julius, R., Pancratius Capitolinus. Eine linksrheinische Geschichte aus der Zeit der französischen Revolution. Jll. nach Federzeichnungen v. M. Pörschmann. Lpzg: Hegel & Schade. 78 S. 1.50 RM. (Zeiten u. Zonen. Bd. 3.)

Der durch seine Jagdromane und kulturgeschichtlichen Novellen bekannte Verfasser erzählt von der „Belagerung" und der Einnahme der Schweppenburg im Brohltale. Der geistliche Bibliothekar und Verwalter der Besitzung, Pancratius Capitolinus, glaubt, zu hohen Dingen berufen und auserſehen zu sein, das Burghaus ohne Wall und Graben gegen feindliche Angriffe verteidigen zu müssen, wie ehedem die Römer ihre Kastelle verteidigt haben. Seine „Untertanen", die handdienstpflichtigen Bauern, müssen an einem Frontage Basaltsteine zur Verteidigung in die Burg schleppen und Pancratius wartet auf den Ansturm des Feindes. Beim Angriff versucht er, durch ein Gaukelspiel die Gallier über die Besatzung der Burg zu täuschen, indem er in immer anderer Tracht und Kostümierung am Fenster erscheint. Er schmettert alles, was er fassen kann, in die Tiefe. Doch er wird besiegt. Der Feind steht vor ihm in der Gestalt seines früheren Jugendfreundes, der den Dolmetscher abgibt. Pancratius wird gefangen genommen und nach einigen Tagen verurteilt, in Gegenwart des anwesenden französischen Militärs und der Einwohner des Dorfes unter den Klängen der Marseillaise verschiedene Male um den Freiheitsbaum zu tanzen. Als er erst zweimal den Baum umkreist hat, sieht er einen trunkenen Franzosen, eine alte Frau ins Gesicht schlagen. Da verläßt ihn die Selbstbesinnung. Er reißt den Baum aus dem Pflaster, schwingt ihn wie eine Keule und stürzt sich auf die Feinde. Seinem kühnen Beispiele folgen die Burgbrohler und treiben die Franzosen aus ihrer Gegend. Pancratius zieht wieder in die Burg und führt bis zu seinem Tode ein Einsiedlerleben. Als Geist soll er heute noch in den Gemächern des einsamen Hauses umgehen.

Ein echt rheinischer, schalkhafter, warmer, gemütvoller Humor durchzieht das ganze Buch. Ihren Wert erhält die Erzählung durch die äußerst lebensvolle Charakteristik der originellen Hauptpersonen.

Druck und Papier lassen eine Neuauflage des Buches wünschenswert erscheinen. Der Stil ist einfach und natürlich, die Bilder beleben die Erzählung.

Der Jugend vom 14. Jahre an, die Freude an der Darstellung geschichtlicher Begebenheiten hat, sei das Buch empfohlen.

M. Tillmann, Wanne-Eickel.

Hennes, Gerhard, Das Tal der Geächteten. Kulturgeschichtliche Erz. aus der letzten Zeit der Stuarts. Köln: Bachem 1928. 142 S. geb. 4.50 RM.

In einer abgelegenen Gegend im Westen Englands treibt seit einer langen Reihe von Jahren eine Räuberbande, „die Doones“, ungestraft ihr furchtbares Handwerk. Unter Karl I. geächtet, waren sie in dies einsam wilde Tal geflohen und wurden hier der Schrecken und das Entsetzen aller umliegenden Bewohner. Kein Farmer wagte sich ihnen zu widersetzen, kein Richter einen „Doone“ zu verurteilen. Wie nun der Held der vorliegenden Geschichte, der tapfere John Bird, zum Manne herangereift, die Doones schließlich bezwingt, sich die Geliebte erringt und nun, auf dem Gipfel seines Glückes angelangt, sein ihm eben angetrautes Weib durch einen Revolverschuß des letzten noch lebenden Mörders verliert, ist in buntem Wechsel in phantastischer Weise geschildert. Die durch die furchtbaren inneren Kämpfe hervorgerufenen gesetzlosen Zustände im Lande, die vollständige Korruption der Gerichtshöfe sind gut erzählt. Aber der Zusammenhang der verschiedenen Geschehnisse ist oft so unklar, daß trotz großer Spannungsmomente vielen Kindern es schwer fallen dürfte zu folgen. Ausdrucksweise und Stil sind häufig sehr nachlässig. Der Bildschmuck ist grob. Volksbüchereien können von der Beschaffung dieser Jugendschrift absehen.

Th. Schmidt, Bochum.

Nabor, Felix, Kreuzzug der Kinder. Regensburg: Manz 1929. 207 S. 5.50 RM.

Zwanzigtausend glaubenserregte Kinder versammelten sich Anno 1212 (meist ohne Wissen oder gar gegen den Willen der Eltern, zumal der lebenskundigeren Väter) zu Worms und Köln, um das Kreuz auf sich zu nehmen und den gottlosen Heiden das Heilige Land zu entreißen. Was geübten, wagemutigen Kriegsheeren in vielen abenteuerlichen Versuchen mißlang, sollten „unschuldige Kindlein mit Gottes Hilfe vollbringen“. Priester und Frauen schürten diesen frommen Wahn, während erfahrene Männer, darunter auch einige nüchtern denkende Geistliche, vergebens dagegen ankämpften. Von Worms zum Bodensee, über die gefahrvollen Alpen bis nach Rom nur gelangte dieser Kreuzzug, trotzdem waren von 20 000 fanatisierten Kindern kaum wenig Hunderte geblieben, die den Vatikan erreichten. Hunger, Kälte, Seuchen, wilde Tiere, Lawinen, Sklavenhändler hatten die lebensfremden erschöpften Kindermassen vernichtet. Die Überlebenden aber ernteten des Papstes wohlwollende Anerkennung und zogen mit seinem apostolischen Segen wieder heim, um zu warten, bis sie erwachsene Gottesstreiter würden.

Nabor gestaltet diesen, von Zeitgenossen schon bedauerten Irrweg des guten Glaubens mit glorifizierenden Worten zu einem — Kinderbuch: „Der deutschen Jugend in Liebe geeignet“. Es fand in katholischer Presse überschwängliches Pädagogenlob. Öffentliche Volksbüchereien aber sollten, zumal in der heutigen Zeit, Kindern, auch katholischen Kindern, solche einseitigen Tendenzwerke im verlockenden Mantel zugestutzter „Geschichte“ nicht in die Hand geben. Selbst das Grausame, wie z. B. die Pest in Italien, ist sentimental romantisch ausgeschmückt, und es liest sich so rührend: „Täglich lagen am Wege ein paar kleine Leichen“. Erwachsene Stoffleser werden sich von der süßlich salbungsvollen, herablassenden und zugleich kindlich sein wollenden Sprache abgestoßen fühlen. Historisch vorgebildete Leser werden das hier gebotene Kulturbild von 1212 mit seinen unzähligen Anachronismen als tendenziös gefälscht verwerfen. Ein solcher

Vorwurf, daß das Wahrhaftigkeitsgefühl verletzt sei, darf kein gutes Kinderbuch treffen.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Crailsheim-Rügland, Carola von, Schloß Urphershofen. Ill. Stgt, Bln, Lpzg: Union 1927. 289 S. geb. 4.— RM.

Ein Buch aus der „Kränzchen-Bibliothek", aber wertvoller als die meisten dieser Sammlung, weil es ein junges Menschenkind unserer Tage mitten hinein in den Kampf ums Leben stellt und von Entsagung und Pflichterfüllung erzählt. Regine gibt schweren Herzens ihr Studium auf und nimmt auf Schloß Urphershofen eine Stelle als Erzieherin an, um der verwitweten Mutter und den jüngeren Geschwistern durch frühe Selbständigkeit eine Stütze zu sein. Wenn auch der Schluß durchaus befriedigend ist, und Regine schließlich doch die Gattin des Grafen und mütterliche Beschirmerin ihres bisherigen kleinen Schützlings wird, so führt die Erzählung vorerst durch mancherlei schwere Enttäuschung und Demütigung, wie sie der Beruf einer Hauslehrerin so leicht mit sich bringt. Keineswegs fliegen sich hier die jungen Herzen stürmisch zu. Nein, in scheuer Zurückhaltung erkennen zwei Menschen von Wert ihr Für-Einander-Bestimmtsein erst ganz allmählich. —

Es werden Probleme angeschnitten, mit denen das 12—17 jährige Jungmädchen sich auseinander zu setzen hat. Zwar wäre es wünschenswert, wenn sie mehr in die Tiefe als in die Breite gingen, doch sind sie anregend und ernst genug, um das Buch — in Ermangelung einer größeren Anzahl guter Mädchenerzählungen — Volksbüchereien für die jugendlichen Leserinnen empfehlen zu können.

K. Heimann, Düsseldorf.

Krusemeyer, Maria, Große Frauen der Vergangenheit. Mch: Kösel & Pustet 1928. 171 S. 3.50, geb. 5.50 RM.

Wertvolle Biographien aus dem Frauenleben vergangener Jahrhunderte, die der reiferen weiblichen Jugend Führer und Vorbild sein sollen. Die Verfasserin sucht vor allem, die seelischen Werte und die Größe der Persönlichkeit ihrer Heldinnen — meistens Heldinnen der katholisch-christl. Kirche — auf ihre jungen Leserinnen einwirken zu lassen. Chronologisch beginnend mit der Gestalt der Frankenkönigin „Chlothilde", bringt sie einen ganzen Reigen von Führerpersönlichkeiten, wie Roswitha von Gandersheim, die hl. Hildegard von Bingen, Elisabeth von Thüringen — um nur einige herauszugreifen — bis sie mit der Bekennerin Maria Ward, die um die Wende des 17. Jahrhunderts Stifterin des Institutes der englischen Fräulein wird, diese Sammlung beschließt. —

Das Buch hält sich von übertriebenen oder schwärmerischen Glorifizierungen fern und wirkt durch den einfachen Tatsachenbericht umso nachhaltender auf die jugendlichen Gemüter. Die Darstellungen, die von vielem Leid, hartem Kampf und starkem inneren Heldentum erzählen, müssen den Leser — ganz besonders den katholischen — unbedingt fesseln. Auch das 14—15 jährige Mädchen, das nach ethischen Vorbildern sucht und für seelische Probleme und Konflikte schon Verständnis hat, wird diese Lebensbilder mit Interesse und Gewinn in sich aufnehmen.

K. Heimann, Düsseldorf.

Ein Lebensbuch für junge Mädchen. Hrsg. von Lucia Dozie. Frbg. i. B.: Herder & Co. 1928. V, 241 S. geb. 5.— RM.

Das Buch sucht in einzelnen Aufsätzen, die in ihrem Gepräge die Herkunft aus verschiedenen Federn erkennen lassen, den schulentwachsenen katholischen Mädchen Führer und Berater für den Lebensweg zu sein. Es streift alle Fragen, die ein junges Mädchenherz bewegen, sei es rein äußerlich in Kleidung und Haltung, sei es im Umgang mit Menschen, im Suchen von Freundschaft und Liebe oder im Erkennen von tiefsten religiösen Wahrheiten.

Die ersten Abhandlungen wenden sich, nach Inhalt und Stil zu urteilen, an die jüngeren Mädchen; andere bringen kurze Abrisse aus dem Leben der spanischen Heiligen des 15./16. Jahrhunderts Teresa de Ahumada, der Künstlerin Clara Schumann, der bekannten Jugend- und Frauenführerin Hedwig Dransfeld u. a. Die übrigen Aufsätze jedoch setzen z. T. schon Vertrautsein mit schwereren Problemen und reiferes Denken voraus.

Nie tritt der katholische Standpunkt einseitig in den Vordergrund, sodaß das Buch sich ebenso für jedes evangelische Mädchen eignen würde, wenn . . . der Durchschnitt der heutigen Jugend überhaupt zu solchen Büchern griffe.

Wo dennoch Nachfrage nach solchen Erziehungsbüchern sein sollte, kann es zur Anschaffung empfohlen werden.

A. Walther, Düsseldorf.

V. VOM WISSEN UND ERKENNEN

a) LEBENSBILDER UND LEBENSERINNERUNGEN, BRIEFE

Rolland, Romain, Goethe und Beethoven. Übertr. von Anton Kippenberg. Zürich, Lpzg: Rotapfel-Verl. 1928. 108 S. 4.80 RM.

Beiden Großen ist Romain Rolland verhaftet: Ihm, dem Liebendsten, und ihm, dem Gütigst-Verstehenden. So reizt es ihn, mit der Gewissenhaftigkeit des Forschers den Urkunden nachzugehen, die das Verhältnis beider zueinander klar stellen sollen, und ihre einmalige schicksalhafte Begegnung in Teplitz, ihre nachherige Entfremdung und doch das ewige Einander-Suchen-Müssen nach Briefen und Tagebuchblättern quellenmäßig darzustellen. Bettina ist die große Vermittlerin. Ihre Beziehungen zu Beethoven und Goethe bilden die Hauptquelle für das Buch. (Vergl. „Briefwechsel mit einem Kinde"). — Romain Rolland kommt zu folgendem Schluß: „Von den beiden Männern, Beethoven, dem Feurigen und oft schwankendem Dionysos und Goethe, dem Olympier, ist es Goethe, der die größere Schwäche in sich trägt. Aber es ist die Stärke des Geistes, diese Schwäche zu kennen und die Grenzen seines inneren Reiches festzulegen." — Es bleibt ein Verhängnis der Zeit, daß diese beiden Großen, die einzigen, die einander würdig und ihresgleichen waren, wie zwei fremde Sterne aneinander vorüber gehen mußten.

Für literarisch-interessierte Leser. Dr. W. Winker, Düsseldorf.

Berendsohn, Walter A., Knut Hamsun. Mch.: Langen 1929. 179 S. geb. 6.— RM.

Walther Berendsohn ist durch seine Biographie der Selma Lagerlöf in weitesten Kreisen bekannt geworden. Jetzt legt er zum 70. Geburtstag Knut Hamsuns dessen Biographie vor und hat uns damit sicherlich ein ebenso wertvolles Geschenk gemacht. Hier wie dort benutzt er die gleiche Methode; verbindet reizvollste Stilgestaltung mit wissenschaftlicher Gründlichkeit; belegt in ausführlichen Anmerkungen seine Darstellungen und macht sie durch Beigabe von Bildern des Dichters selbst und der Landschaft lebendig. — Es gilt unter den Gelehrten als unwissenschaftlich, über einen lebenden Dichter zu arbeiten. „Aber", so rechtfertigt Berendsohn sich selbst, „mit dem Dichter sterben auch alle Leute, von denen man durch Briefe oder mündliche Berichte etwas erfahren könnte." — Eine Fülle von mündlichen Überlieferungen, Geschichten und Legenden hat der Biograph gesammelt, ohne sie als Quellen benutzen zu können. Unzuverlässig sind auch die eigenen Angaben des Dichters. Wie wohl bei wenigen ist hier das Leben ganz im Werk aufgegangen. Gleichgültig deshalb die äußeren Daten, über die Hamsun selbst keine zuverlässigen Angaben machen kann. So dient vorzugsweise die Dichtung selbst dazu, den Werdegang des Menschen zu erhellen. Deshalb widmet Berendsohn hier nicht, wie etwa in der Lagerlöf-Biographie, in einem zusammenfassenden Kapitel dem Werk eine ausführliche Sonderbetrachtung. Das Leben wird um 6 Begriffe gruppiert: „Frühzeit", „Not", „Das unbändige Ich", „Heimat und Fremde", „Familie und Siedlung" und schließlich „Auf Gut Nörholden in Südland". Das letzte Kapitel, in dem der Gesellschaftskritiker und geistige Revolutionär Hamsun, der Vagabund und jenseits der Gesellschaft stehende große Einsame gedeutet wird, ist mit das wertvollste seines Buches und erklärt dessen Untertitel: „Vom unbändigen Ich und der Gemeinschaft".

Das Ganze liest sich wie ein packender Roman und dient allen Leserschichten der Volksbüchereí als Einführung in das Werk eines unserer größten Gegenwartsdichter. Dr. W. Winker, Düsseldorf.

Calm, Hans, Freud und Leid einer Jugendzeit. Ill. Lpzg: Koehler & Amelang 1928. 226 S. geb. 5.50 RM.

Hans Calm verbringt seine Jugendzeit in einem Lübecker Kleinbürgerhause unter der strengen Zucht seines dennoch warmherzigen Vaters, der seine Kinder zu unbedingter Ehrlichkeit und Selbstverantwortlichkeit erzieht. Der Knabe erlebt die Begeisterung des Krieges 1870/71, mißt seine Kräfte im rauhem Spiele mit anderen Jungen, muß als „K eines kinderausbeutenden Küsters vom 11.—14. Lebensjahre kör seelisch Schweres erdulden, ist als Lehrling in jeder Hinsicht abh seinem Lehrmeister, bis er alle Bande zerreißt und Lübeck ve Schauspieler zu werden.

Diese Erinnerungen sind lose verbundene Kulturbilder aus Hansastadt um 1870, teilweise in Lübecker Mundart geschilde in seiner Arbeit und seinen Festen, seinen Häusern und Gasse allem in seiner wundervollen, an Kunstschätzen reichen Marienk recht lebendig. Auch bereichern gute Aufnahmen das Buch. Ab

logische Vertiefung in das jugendliche Seelenleben wird man vergeblich suchen. Daher in Volksbüchereien wohl entbehrlich.

L. Fries, Düsseldorf.

Klein, Felix, Madeleine Sémer. (1874—1921). Übers. u. Nachw. von Romano Guardini. Mainz: Matthias-Grünewald Verl. 1929. X, 295 S. 6.— RM.

Felix Klein, Professor am „Institut catholique", gibt uns in seinem Buche, zu dem der deutsche Bearbeiter, der bekannte Erneuerer der Liturgie und der liturgischen Bewegung, Romano Guardini, ein Nachwort geschrieben hat, das Lebensbild Madeleine Sémers. Der Verfasser stützt sich auf Briefe und Tagebuchblätter, denen er einen begleitenden Text beifügt.

Madeleine Sémer bietet mit ihrer geistigen Intensität das Gegenstück zu der schlichten religiösen Innigkeit Margaret Sinclairs, dem englischen Arbeitermädchen (1900—1925). Aber beiden gemeinsam ist die immer wache Sehnsucht nach dem Guten, Wahren, Schönen, die stete Hingabe und das Sichverschwenden an die Menschen. Ergreift uns das Leben M. Sinclairs lediglich durch die kindhafte Einfachheit ihres Geschickes, so tritt uns in Madeleine Sémers Leben eine Frau entgegen, die nach einer Kindheit religiösen Eifers den Glauben verloren, bis sie nach innerem Ringen ihren Gott wiederfand. Eine Frau, die in sich die ganze innere Wandlung vom Rationalismus, der Skepsis und Ehrfurchtslosigkeit zu der verhaltenen Zuversicht, der Andacht und Mystik erfuhr. Ihre Wandlung ist Wandlung im besten Sinne des Wortes: nicht sprunghaft, sondern stetig, fast unmerklich, aber unaufhaltsam. Nachdem der Einfluß Rousseaus, Renans, Montesquieus, A. Comtes, A. Frances und Büchners in ihr eine antireligiöse Skepsis ausgelöst, werden Nietzsche, R. Rolland, F. v. Sales, Pascal, Bergson, Newman, Augustin die einzelnen Stufen der Aufwärtsentwicklung, bis sie in sich das Reich der Schönheit neu entdeckt. Es ist beglückende Erkenntnis, ausrufen zu können mit tiefster Überzeugung: „Das Reich Gottes ist in uns". —

Das Buch ist allen Büchereien zu empfehlen. Geeignet vor allem für die weibliche Jugend, sowie für jeden besinnlichen Leser.

H. Rische, Düsseldorf.

Schäfer, Dietrich, Mein Leben. Lpzg: Koehler 1929. 248 S. 8.— RM.

Ein reiches Gelehrtenleben liegt in dieser Selbstbiographie des bekannten, nunmehr 84jährigen Historikers Dietrich Schäfer vor uns. Reich ist dieses Leben nicht allein, weil es in die für Deutschlands Entwicklung so entscheidende Zeit von 1845 bis heute fällt. Reich ist es vor allem in sich selbst. Führt doch der Lebensweg diesen Mann aus engsten, einfachsten kleinbürgerlichen Verhältnissen in seiner Heimatstadt Bremen durch den Lehrerberuf zur Berliner Professur und zu einer Stellung, in der er am politischen Geschehen und an der Bildung der politischen Meinung in Deutschland tätigen und wesentlichen Anteil nehmen konnte. So wird das Buch ein zwar stark persönliches, aber trotzdem sehr aufschlußreiches Dokument für die weite Spanne von beinah 80 Jahren. Aus ganz persönlicher Perspektive lernt man das Bremen der 40er bis 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts kennen; Einzelheiten und kulturhistorische Daten sind vom Gedächtnis des künftigen Historikers mit großer Liebe fest-

gehalten. Man geht mit dem hochbegabten jungen Menschen den arbeitsreichen und oft schweren Weg durch Seminar- und Lehrerjahre, bis er sich zum Universitätsstudium durchfindet und geradlinig den Weg zu seinem eigentlichen Beruf geht, in dem historisches Interesse und pädagogische Liebe gleichmäßig ihre Erfüllung finden. Dokument ist das Buch ferner für die deutschen Hochschul- und Universitätsverhältnisse der Vorkriegszeit, gibt es doch das typische Leben eines deutschen Universitätsprofessors und seinen Weg durch eine Reihe der bekanntesten deutschen Hochschulen. aktueller Bedeutung ist das Buch schließlich für die Zeit des Krieges, rend dessen Schäfer, der nie allein Historiker als Wissenschaftler gebli ist, sondern sich immer stark politisch interessierte, in der sogenan „Vaterlandspartei" an führender Stelle gestanden und deren Bestrebu im wesentlichen historisch unterbaut und gerechtfertigt hat.

Es ist also ein Erinnerungswerk, das man jeder Bücherei empf kann, weil es innerlich echt und wahrhaftig und von einem starken inn Auftrieb erfüllt ist. Von seiner politischen und weltanschaulichen Hal aus, deren Begründung: Mein Denken war auf Tatsachen gerichtet: bens- und Weltanschauung habe ich mir auf dieser Grundlage erbaut, es erklärlich, daß Schäfer, der Schüler Treitschkes, zu unserm heut Staat kein inneres Verhältnis hat gewinnen können, so kritisch er sic manchen Vorgängen der Vorkriegs- und Kriegszeit stellt. Mit gr Bitterkeit spricht er von der Revolution, von den Männern, auf d Schultern in dieser Zeit die Verantwortung geruht hat, und von der tischen Gegenwart. In dieser politischen Haltung liegt eine wesent Grenze für die Verwendung des Buches in unseren Büchereien.

Dr. J. Peters, Düsseldorf

Stegemann, Hermann, Erinnerungen aus meinem Leben aus meiner Zeit. Stgt, Bln, Lpzg: Dtsche Verl.-Anst. 1 517 S. 15.— RM,

Der viel gelesene Romanschriftsteller, der weltbekannte Kriegsber erstatter des „Berner Bund", der Autor der „Geschichte des Weltkrie legt uns seine Erinnerungen vor. Das Buch zeichnet die Grundlage, der das Werk dieses Mannes mit innerer Notwendigkeit erwuchs: seiner Mutter ist ihm die dichterische Phantasie mitgegeben, vom V dem alten Militär, eine starke innere Disziplin und sicherlich auch anl mäßig die Beziehung zu militärisch-politischen Dingen. Koblenz ist Geburtsstadt und das ganze Stromgebiet seine Heimat, in der er zut verwurzelt ist. Mit dem Elsaß zumal verwächst er in früheren Jah aufs engste und dringt tief hinein in die Probleme seines Volkstums. stend ist erst der Weg des frühreifen jungen Menschen, dem der Feueri den Gang in bewährten Bahnen schwer werden läßt, und den mater Nöte zum Abbruch des Studiums zwingen. Das Geschick führt ihn Presse, ohne daß seine dichterischen Kräfte eher erlöschen, als bis die gr militärisch-politische Aufgabe, von seiner Wahlheimat, der Schweiz am Kriegsgeschehen als Kriegsberichterstatter aktiv Anteil zu nehmen, ganz erfüllt. Die Rückschau zeigt ihm selbst, wie diese Teilung seines rarischen Schaffens keinen Bruch bedeutet, sondern das zumal die El romane sich der inneren Linie des in die „Geschichte des Weltkrieges" den „Kampf um den Rhein" ausmündenden Werkes einfügen und e

Teil seines Ringens um deutsche Westland- und Rheinprobleme darstellen. — Der erste Teil des Buches umfaßt zumal persönliche Erinnerungen und gibt u. a. eine Reihe interessanter Streiflichter aus der literarischen und Pressewelt der letzten 20 Jahre vor dem Kriege. Der zweite Teil ist im wesentlichen ein Rückblick auf die Wirksamkeit Stegemanns als Kriegsberichterstatter und gibt nochmals eine Überschau über die Ereignisse von 1917—1918, nunmehr von höherer Warte und aus größerem zeitlichen Abstand. — So ist dieses Werk, mit dem Stegemann selbst sein literarisches Schaffen abschließen will, zu empfehlen als persönliches Erinnerungswerk wie als zeitgeschichtliches Dokument, das für den Freund des schöngeistigen Schrifttums dieses Mannes ebenso wertvoll ist wie für den an zeitgeschichtlichen Fragen interessierten Leser.

Dr. J. Peters, Düsseldorf.

Flake, Otto, Ulrich von Hutten. Bln: Fischer 1929. 369 S. 12.— RM.

Der Mensch Ulrich von Hutten und sein Werk wie die geistigen Probleme und geschichtlichen Abläufe jenes Zeitalters der Reformation und des Humanismus. Bedeutungsvoll ist das Werturteil, zu dem Flake nach umfassenden Studien gekommen ist, und das ihn von der theologischen Einstellung des älteren Biographen D. F. Strauß, der Hutten nur in Verbindung mit Luther würdigt, und den Angriffen Kalkoffs trennt. Für Flake hat Hutten, losgelöst von Luther, selbständige positive Bedeutung. Er sieht in ihm den ersten deutschen Nationalisten. Aus dem deutschen Humanismus erlebt Hutten als einer der ersten die Idee von der Würde der Nation, die nichts mit Theologie zu tun hat, und diese Idee wird ihm zum Mittelpunkt seines Lebens und Kämpfens, das doch immer tragisch bleiben muß, weil hinter ihm nicht die Macht steht. Hutten bleibt einsam und verwildert schließlich. Er ist ein „Ritter vom Geist". Seine Waffe ist die Feder, mit der er scharf und stoßkräftig im geistigen Leben seiner Zeit steht. Seine Gegner sind erst die Scholastik, dann Venedig, die Antireuchlinisten, die Romanisten und schließlich die Fürsten. Hutten ist kein philosophischer und theologischer, sondern ein diesseitiger, real eingestellter, nach außen lebender Mensch, geladen mit leidenschaftlichem Temperament, Geist, Energie; der Mann des „Es ist eine Freude zu leben" und des „Ich hab's gewagt!" Von seinem Entwicklungsgang und bewegtem Lebensweg wie von seinen zahlreichen Schriften gibt Flake eine umfassende nichts beschönigende Darstellung und gleichzeitig damit eine ausführliche Zeitgeschichte. Es liegt Flake nicht daran, nur psychologische Analyse, sondern den Sinn dieses Menschenlebens und seiner Epoche zu geben. Er sieht die geistigen Zusammenhänge und gibt wertvolle Erkenntnisse.

Das klar geordnete und geistvoll geschriebene Werk dient wesentlich zur Bereicherung unseres Wissens von jener Zeit. — Für alle geistesgeschichtlich interessierten Leser.

M. Schulz, Düsseldorf.

Madol, H. Roger, Der Schattenkönig. Das Leben Ludwigs XVII. von Frankreich und die Schicksale der Familie Naundorff-Bourbon. M. 16 Bildtaf. u. 6 Faks. Lpzg: Insel-Verl. 1928. 323 S. geb. 12.—.

Das Buch beschäftigt sich mit dem merkwürdigen Schicksal des in Potsdam als Uhrmacher wirkenden Karl Wilhelm Naundorff, der Zeit seines Lebens behauptet hat, der Sohn Ludwigs XVI. zu sein, der, aus der

Haft im Temple gerettet, nach Deutschland kam und von hier aus und später in Frankreich selbst seine Anerkennung als Rechtsnachfolger des unglücklichen Königs betrieb, ausgewiesen wurde und schließlich, nach einem Aufenthalt in England, in Delft gestorben ist, ohne sein Ziel erreicht, wohl aber die öffentliche Meinung so beeinflußt zu haben, daß seine Kinder und Nachfolger sich des Namens Bourbon erfreuen. Man vermißt im Buche die Schilderung der Zeit zwischen der Rettung und dem Auftauchen Naundorffs in Deutschland. Im übrigen aber ist alles herbeigetragen, was der Aufklärung des mysteriösen Vorfalls dienen kann. Der Verfasser überläßt die Entscheidung über das wahre Wesen seines „Helden" dem Leser selbst, steht aber persönlich wohl dafür ein, daß die Auffassung Favres und anderer ernst zu nehmenden Zeitgenossen richtig ist, und daß er an die Identität Naundorffs mit Ludwig XVII. glaubt. Trotzdem ist durchaus anzuerkennen, daß das Material mit der denkbarsten Objektivität vorgetragen und gegeneinander abgewogen wird, wie das Buch überhaupt sorgfältiger gearbeitet ist, als das heutzutage von Biographen zu tun beliebt wird. Die Darstellung ist trotzdem spannend genug, um auch den Nichthistoriker zu interessieren, sodaß das Buch für Volksbüchereien durchaus in Betracht kommt. Die Ausstattung ist so, wie man es vom Insel-Verlag gewohnt ist. M. Schaefer, Solingen.

Viktoria, Die Briefe der Kaiserin Friedrich. Hrsg. von Sir Frederick Ponsonbey. Eingel. von Wilhelm II. Aus dem Engl. übertr. von Anton Mayer. Ill. Berlin: Verl. f. Kulturpolitik 1929. XIX, 515 S. br. 10.50, geb. 12.— RM.

Victoria, the Princeß Royal, älteste Tochter der Königin von England und Kaiserin von Indien, blieb dreißig Jahre unmaßgebliche Kronprinzessin mit eigenster, der herrschenden Politik entgegengesetzter Meinung am Berliner Hof, bis sie — 1888 — an der Seite ihres langsam sterbenden Gatten auf drei Monate Kaiserin wurde und dann dem eigenen „jugendlich unerfahrenen" Sohne, fast geächtet weichen mußte. Da sie von England aus „jede Form autokratischer Regierung" ablehnte, auch ihren Gatten „im anglo-koburgischen Liberalismus" beeinflußte, wurde sie zur schärfsten Gegnerin Bismarcks, der „mit Blut und Eisen" den deutschen Herrscherabsolutismus aufbauen wollte. Bismarcks rauhes Urteil: „Die englische Stute hat uns die Hohenzollern verdorben", kennzeichnet am besten die schwierige Stellung der landes- und systemfremden Kronprinzessin zum Hofe Wilhelm I., auf den — eine ganze Generation überspringend — in noch schärferem egozentrischen Absolutismus der Enkel, Wilhelm II., folgte.

Der Herausgeber hat Viktorias langatmige Briefe mit recht ausführlichem Zwischentext zu einem großen Lebensbilde ausgearbeitet und betrachtet die preußisch-deutschen Hof- und Staatsverhältnisse vom liberalen Standpunkt des adligen Engländers, nennt sie steif, langweilig, rückständig und ostelbisch junkerhaft, — während Viktoria als die geistig alle überragende Märtyrerin der Politik, der Liebe und — des allzu langen Lebens Wilhelm I. erscheint. Der alte Kaiser tritt als gutmütiger, etwas unbedeutender, manchmal recht eigenwilliger Würdenträger hinter seinem allmächtigen Kanzler, der alle Bürden auf sich nimmt, ganz zurück, sodaß

sich nur die Kronprinzessin und Bismarck ebenbürtig an Bedeutung und Scharfblick feindlich gegenüberstehen. Der Kronprinz, Vater und Sohn menschlich wie politisch weit überlegen, kämpft neben dieser Frau mit liberalem Idealismus, unterliegt aber der feineren Diplomatik. Trotzdem hebt sich sein Charakterbild edler und weltweiser von der Umgebung ab, als es sein Sohn im letzten Werke „Meine Vorfahren" zeichnen konnte.

Das recht im Geiste des antipreußischen Engländers aufgemachte Buch wird heute in unseren Büchereien viel zustimmende Leser finden, weil das Gegnerische bei ihnen (ähnlich wie in Eckardsteins Lebenserinnerungen) gegenüber früheren Geschichtswerken diesen Inhalts als wohltuend „objektiv" und „wahr" empfunden wird. Da es dazu noch volkstümlich spannend gehalten ist, kann es — in Ermangelung besserer Bearbeitungen — allen deutschen Volksbüchereien empfohlen werden, zumal es keine unserer heutigen Parteien angreift. Selbst das Vorwort Wilhelms II. ist gegenüber seinen sonstigen Äußerungen recht unpersönlich und allgemein gehalten, was allerdings bei den Briefen seiner Mutter eine besonders persönliche Note ist. Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Wilhelm II., Meine Vorfahren. Ill. Bln: Verl. für Kulturpolitik 1929. 264 S. br. 7.50, geb. 9.50 RM.

Geschichtswissenschaftlich steht diese patriotische Darstellung der regierenden Hohenzollern auf der Stufe vorkriegszeitlicher Lesebücher für Volksschulen: chronologische Aufzählung flacher, doch pathetischer Charakteristiken mit eingestreuten netten, aber bekannten Histörchen und einem jeweiligen Hoch auf den betreffenden Fürsten (einschließlich Friedrich Wilhelm III. und IV.). Stilistisch zeigt es den alles vereinfachenden, schwungvollen Redner, der über die schwierigsten Fragen der Kulturentwicklung und Politik mit großen, allgemeinen Worten hinweggeht. Hierin liegt das Dokumentarische des Buches: Es zeigt Wilhelm II. im egozentrischen Spiegel seiner Vorfahren, — allerdings nicht immer zu deren Gunsten (s. Großer Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Friedrich III.) Wilhelm II. steht auf dem falsch ausgelegten Grundsatz Rankes: Männer (d. h. Fürsten: Hohenzollern) machen die Geschichte — „nicht die Masse". So beschäftigt sich Verfasser auch nicht mit den Vorarbeiten der Historikermasse, die sich wissenschaftlich mit den Hohenzollern befaßt hat. Seine Gewährsmänner sind „der hochbegabte Schriftsteller Ganghofer", ferner Wildenbruch, Lauff, Puttlitz, Gmelin, Leoncavallo. . . Als einziger Historiker wird einmal — Treitschke genannt. Verfasser will ja auch keine Geschichte der Hohenzollern schreiben, („dafür haben die Geschichtsschreiber genügend Material aufgesammelt"), sondern, wie er sagt, nur „den Gesamteindruck geben", den „ich in der Jugend von den Persönlichkeiten und der Wirksamkeit meiner Vorfahren empfing, und wie er sich im Lauf der Zeit in mir zu festen Zügen ausprägte." Diesen Zweck erreicht er immerhin. Und insofern ist das Buch eine gute Ergänzung zu dem früheren „Aus meinem Leben". Es ist nur erstaunlich, daß Wilhelm II. aus den nur ihm zur Verfügung stehenden Familienpapieren nichts Neues hervorholen konnte mit Ausnahme einiger netter Anekdoten und einiger Eigentümlichkeiten einzelner Fürsten: z. B. „Friedrich d. Gr. hatte eine besondere Vorliebe für Blaßrosa, Pfirsichfarben, besonders aber für Blaßblau mit Silber, eine Wirkung, die in ihrer Feinheit gar nicht zu übertreffen ist".

Die Frage der Brauchbarkeit in Volksbüchereien ist hier schwer zu beantworten. Sozialistische Leser werden bestimmt das Buch als zu byzantinisch ablehnen. Aber auch für bürgerliche Leser mit der üblichen Geschichtskenntnis von der Schule muß dieses alles glorifizierende Werk vom Standpunkt der Volksbildung, der Volksaufklärung, abgelehnt werden. Für den Wissenschaftler hat das Buch größten Quellenwert bezüglich der Charakterologie des Verfassers.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Rheinbaben, Rochus Freiherr von, Stresemann. Der Mensch und der Staatsmann. Ill. Dresden: Reißner 1928. 276 S. br. 5.50, geb. 7.50 RM.

Das vorliegende, in sich abgeschlossene und selbständige Werk gehört einer Büchergruppe an: „Stresemann, Wirken und Leben" (Dresden: Reißner), von der „Stresemann, Reden und Schriften. Politik, Geschichte, Literatur 1897—1926 in zwei Bänden (br. 13.—, geb. 16.— RM) schon erschienen sind. Stofflich wie aber auch der sprachlichen Formgewandtheit nach gehören diese beiden Bände in jede deutsche Volksbücherei, gleich welcher Partei ihre Hauptleserschaft angehört.

Qualitativ nicht so hoch steht Rheinbabens Lebensüberblick, der allerdings den ersten Versuch einer Biographie des Menschen und Staatsmannes darstellt. Er gibt nur eine knappe, angenehm lesbare Orientierung zuerst über die unbekannte „Vorgeschichte" Stresemanns (Berlinertum „in satter Selbstzufriedenheit des neu gegründeten Reiches, im Elternhause aussichtsloser Kampf um die Erhaltung seiner Lebensgrundlage, Jünglingsideale: das nationale Pathos der 48er Jahre und der Reformburschenschaft, Stellungnahme zu Mathematik, Geschichte, Literatur und Religion, Dissertation: „Die Entwicklung des Berliner Flaschenbiergeschäfts", Übergang zur sächsischen Industrie, schneller politischer Aufstieg als Wirtschaftssyndikus im Deutschland der Vorkriegszeit). Im Dezember 1914 wurde Stresemann in den Reichstag gewählt, und „es begann die Zeit der großen Reden". Mit guter Tatsachenkenntnis schildert der 2. Teil die bekannten Führerleistungen Stresemanns nach dem Kriege, von der Liquidation des Ruhrkampfes bis zum Locarnovertrag.

Des Verfassers politischer Standpunkt ist der der deutschen Volkspartei, deren Führer Stresemann geworden. Ohne den Staatsmann ins Übermenschliche zu heben, aber auch ohne seine Schwächen zu kennzeichnen, tritt Rheinbaben ganz für ihn und seine Politik ein und verteidigt sie gegen Angriffe von Links und Rechts und Zentrum. Hierin liegt die große Schattenseite des Buches und gibt ihm für die Volksbücherei nur begrenzten Gegenwartswert und nur dem Parteimann Anregung zum Für und Wider. Trotzdem kann es auch den Durchschnittsleser in die Probleme der auswärtigen Politik unserer Zeit einführen, wobei ihm allerdings der langatmige Stil hinderlich sein wird. Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Hoelz, Max, Vom „weißen Kreuz" zur roten Fahne. Jugend-, Kampf- und Zuchthauserlebnisse. Berlin: Malik-Verl. 1929. 392 S. geb. 7.80 RM.

Die Lebenserinnerungen des aus dem mitteldeutschen Aufstand bekannten kommunistischen Führers Max Hoelz zerfallen in zwei Teile: In die

Schilderung seiner Jugend, seiner Kriegserlebnisse und seiner Rolle als Revolutionär in den Jahren 1918/21 und in die Schilderung seiner Erlebnisse im Zuchthaus, aus dem er 1928 durch die Hindenburg-Amnestie entlassen wurde.

Das Buch von Max Hoelz ist in der Tagespresse je nach politischer Richtung außerordentlich verschieden beurteilt worden. Vom Standpunkt der Volksbücherei, die jede bestimmte politische Anschauung ausschalten muß, ergibt sich folgendes Bild. Die politische Bedeutung von Max Hoelz ist — das zeigen seine politischen Handlungen, und das wird durch dieses Buch bestätigt — relativ gering. Es fehlt ihm jede theoretische Erkenntnisgrundlage vom Wesen und Zweck des Staates, der Gesellschaft usw. Er ist sich infolgedessen über Ziel, Zweck und Auswirkung seiner politischen Handlungen ziemlich im unklaren. Er handelt vollkommen impulsiv und gefühlsmäßig. Sein einziges Plus ist seine Aktivität und Entschlossenheit. Als Frontoffizier der Revolution, um diesen Ausdruck einmal zu gebrauchen, tauglich, aber niemals als Führer, als der er im mitteldeutschen Aufstand aufgetreten ist.

Der eigentliche Zweck des Hoelz'schen Buches ist nun nicht ein politischer Rechenschaftsbericht, sondern ein sentimentaler Appell über das schwere Unrecht und die unmenschliche Behandlung, die man ihm angetan hat. Selbst vorausgesetzt, daß der deutsche Strafvollzug sehr verbesserungsbedürftig ist, überschreitet Hoelz — das ist ohne weiteres aus dem Charakter seiner Schilderungen selbst zu erkennen — sehr oft die Grenzen der wahren Berichterstattung. Sentimentale Anklage und sentimental liebevolle Beschäftigung mit den eigenen physischen und seelischen Schmerzen — das ist der Grundton des ganzen Buches. Alles in allem gehört das Buch nicht zu den menschlich wertvollen Biographien.

Dr. E. Brandt, Opladen.

Strupler, Paul, **Fünf Jahre Fremdenlegion.** Frauenfeld und Leipzig: Huber 1928. 240 S. br. 3.20 RM.

Verfasser, arbeitsloser Schweizer, ließ aus Hunger und wegen Obdachlosigkeit sich in Mühlhausen 1920 für die Fremdenlegion anwerben, machte den Feldzug in Syrien mit, kämpfte dann in Marokko gegen die Riffkabylen und wurde 1925 als Gefreiter vertragsmäßig entlassen, da er ablehnte, gegen Beförderung zum Korporal sich auf weitere 5 Jahre zu verpflichten.

Ohne Abenteuerromantik wie z. B. Erwin Rosen, ohne sentimentale Ausschmückung mit Liedern und Gedichten — wie z. B. Richard Vögel — schildert der Verfasser trocken-grimmig, mit gelegentlichen Wutausbrüchen gegen ehemalige Vorgesetzte und schlechte Kameraden, was er in diesen 5 Jahren erlebt und erlitten hat. Inhaltlich geht er über Christian Wolf und die oben Genannten nicht hinaus, aber er macht den solidesten Eindruck, weil seinen Berichten alles fehlt, was sie zu Räubergeschichten erniedrigen könnte.

Die Frage, ob eine V.-B. realistische Bücher über die Fremdenlegion pflegen darf, muß bejaht werden, da besonders diese zu den Brücken vom billigen Schundheft (z. B. auch über „Fremdenlegionsabenteuer" unwahrster Aufmachung) zu den abenteuerlichen Reisebeschreibungen gehören. Darum sollte jede V.-B. zwei oder drei solcher Bücher einstellen, voraus-

gesetzt, daß diese nicht im Beschreiben sadistischer Schikanen, perverser Neigungen oder unmöglicher Räuberpistolen schwelgen. Zu einwandfreien dieser Art gehört neben Christian Wolfs „Der Fremdenlegionär in Krieg und Frieden" (Berlin-Charlottenburg: Volckmann 1913. 2.— RM) auch das vorliegende, gut ausgestattete Buch.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

b) AUS GESCHICHTE- UND WIRTSCHAFTSLEBEN.

Schnizer, Otto, Deutsche Geschichte fürs deutsche Volk. Jll. Stgt: Steinkopf 1929. 508 S. geb. 12.50 RM.

Frisch, kernig, durchaus volkstümlich, gut gegliedert, ohne überlastende Einzelheiten, eindringlich überzeugend, voll elementarer Gedankensprünge, dennoch etwas lehrerhaft und theoretisch schwungvoll veranschaulicht der württembergische Verfasser den Werdegang des deutschen Volkes von den Westgermanen an bis zum Vertrage von Locarno. Er will — begeisternde Gleichnisse, Vorbilder und Beispiele gebend — dem deutschen Volke ermöglichen, in seiner Geschichte zu finden, was es heute notwendig braucht: bürgerliches deutsch-protestantisches Selbstbewußtsein, von Idealen angespornte Arbeitskraft und starken Einheitswillen. (Das Wort „deutsch" versteht Verfasser meist in Reinkultur als: schwäbisch, allschwäbisch.)

Das Werk zerfällt in 5 Abschnitte: 1. Die alte Zeit (S. 12—25); 2. Das Mittelalter (S. 26—174); 3. Die Neuzeit (S. 175—287); 4. Das neunzehnte Jahrhundert (S. 288—414); 5. Der Weltkrieg und seine Folgen (S. 415—499). In diesem unwissenschaftlichen Raumverhältnis kommt neben der politischen Geschichte die jeweilige Kultur- und Verfassungsgeschichte, die Wandlung der wirtschaftlichen und sozialen Zustände doch erstaunlicherweise ziemlich zu ihrem Recht. Als Schwabe bevorzugt Verfasser zu einseitig die typischen Gestalten und Ereignisse aus der Geschichte seiner engeren Heimat, (z. B. spielt Graf Eberhard im Barte eine zu wichtige Rolle). Als Protestant sieht Verfasser in Luther den Hauptgestalter unseres ganzen Volkes, dem er an Bedeutung nur Bismarck gleichstellt. Dabei wird er dem deutschen Katholizismus ebenso wenig gerecht wie dem deutschen Sozialismus, wenn er auch keine dieser beiden Mächte direkt angreift. Er schweigt sie vielmehr nach Möglichkeit tot. Mit solchen Einschränkungen ist die Auffassung der geschichtlichen Vorgänge erwägenswert, die Motivierung ist jedoch zu wenig tief. Des Verfassers Geschichtsphilosophie hat recht viel Hausbackenes an sich. Gut bürgerliche Kost in oft allzu protestantisch-schwäbischer Zubereitung.

Damit ist auch die Verwendung des Buches für Volksbüchereien charakterisiert. Methodisch steht es zwischen Kabisch und van Loon. Bei dem Mangel an chronikartigen Geschichtsdarstellungen werden es die Volksbüchereien für ihre protestantischen Leser nicht entbehren können.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Briand, Aristide, Frankreich und Deutschland. Mit Einl. von Gustav Stresemann. Hrsg. von A. Rosenberg. Dresden: Reißner 1928. 208 S. br. 4.—, geb. 6.— RM.

Der französische Staatsmann, der den Gedanken des Ausgleichs zwischen Frankreich und Deutschland am sichtbarsten vertritt, ist Aristide

Briand, „der Leiter der französischen Außenpolitik". Das vorliegende Buch will ihn und sein Wirken durch eine biographisch geordnete Auswahl seiner politischen Reden unmittelbar lebendig machen. In 7 Abschnitte gegliedert, umfaßt es das ganze bisherige Lebenswerk von den revolutionären Anfängen, in denen Briand als sozialistischer Abgeordneter den Generalstreik als Kampfmittel durchzusetzen suchte, über die Kriegsjahre hinweg bis zum Außenminister und Baumeister des französisch-deutschen Friedens, gipfelnd in seiner Verteidigung der Locarnoverträge und in seinen Reden vor dem Völkerbund. Den Abschnitten, die dem unmittelbaren Verständnis des deutschen Lesers entrückt sind (z. B. bei den leidenschaftlichen Reden und Artikeln: der Generalstreik, 1899, Krieg dem Kriege, 1901, Trennung von Staat und Kirche, 1905), ist eine kurze, zweckdienliche Einführung des Herausgebers vorausgeschickt.

Da Briand „niemals ein Buch geschrieben, niemals auch nur einen größeren Aufsatz", auch „niemals seine Gedanken- und Empfindungswelt synthetisch" gefaßt hat, liegt seine politische Lebensarbeit ausschließlich in der Unzahl von Reden, die fast fünf Jahrzehnte umfassen. Ebenso gibt es noch keine Darstellung von Briands Lebenswerk. Diese Umstände erhöhen den Wert des vorliegenden Buches, zumal es in flüssiger Übersetzung für jeden verständlich ist, der die Zeitgeschichte politisch interessiert verfolgt hat. Dieses Buch sollte, wie sein in gleichem Verlage erschienenes Gegenstück: „Stresemanns Reden und Schriften", in jeder mittleren und großen Volksbücherei, besonders in Westdeutschland, vorhanden sein.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Smilg-Benario, Michael, Von Kerenski zu Lenin. Die Geschichte der zweiten russischen Revolution. Ill. Zürich: Amalthea-Verl. 1929. 323 S. 12.— RM.

Der vorliegende Band ist die Fortsetzung des Werkes von Smilg-Benario „Der Zusammenbruch der Zarenmonarchie". Er schildert die Ereignisse vom Februar bis Oktober 1917, die sogenannte Kerenski-Periode, die Zeit der Provisorischen Regierung und ihre allmähliche Untergrabung und schließlichen Sturz durch die Bolschewiki.

Der Verfasser hält es jetzt, nachdem die russische Revolution eine abgeschlossene geschichtliche Epoche darstellt, auf Grund des reichlichen Materials für möglich, eine objektive Schilderung der Ereignisse zu geben. Was die Schilderung der politischen Ereignisse anbelangt, auf die sich Smilg-Benario in der Hauptsache beschränkt, so scheint sie in der Tat der Wirklichkeit voll zu entsprechen. Die Grundthese Smilg-Benarios, daß allein die Kriegspolitik der Provisorischen Regierung, ihr Ausharren an der Seite der Entente, bei der ungeheuren Kriegsmüdigkeit des russischen Volkes den Erfolg der Bolschewiki ermöglicht habe, kann als erwiesen gelten.

Leider starrt Smilg-Benario in national-russischer Einstellung allzusehr auf diese politische Grundthese und vergißt dabei, die Bedeutung der sozialen und klassenmäßigen Gegensätze genügend zu würdigen, die vor allem auch hinter den Bolschewiki einerseits und den übrigen rechtssozialistischen Parteien, den Sozialrevolutionären und Menschewisten, andererseits standen. Die Provisorische Koalitions-Regierung, auch als ihre Politik stark von den Rechtssozialisten bestimmt war, ist doch wahrscheinlich nicht nur deshalb nicht ernsthaft an die Lösung der Agrarfrage gegangen, um ihre

Kriegspolitik aufrecht erhalten zu können, sondern weil sie unter bürgerlichen Einflüssen stehend, nicht konnte oder aus reformistischen theoretischen Gründen nicht wollte.

Trotz dieser Einseitigkeit ist das Buch von Smilg-Benario, dessen Darstellung sehr klar und für jeden Leser verständlich ist, zu begrüßen und kann in jede Bücherei mit politisch interessierter Leserschaft eingestellt werden.

Dr. E. Brandt, Opladen.

Krischanowski, M., Die Planwirtschaft in der Sowjetunion. Ergebnisse des ersten Jahrzehnts. Wien, Bln: Verl. f. Literat. u. Politik 1927. 124 S. 0.90 RM.

Krischanowski ist der Vorsitzende des Staatlichen Planwirtschaftsamtes der U. D. S. S. R., des „Generalstabs der staatlichen Wirtschaft". Seine vorliegende Arbeit ist der von der Sowjetregierung für die Öffentlichkeit des In- und Auslandes bestimmte Bericht über die Entwicklung der Sowjetwirtschaft in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens.

In kurzen knappen Kapiteln werden alle Zweige der russischen Wirtschaft behandelt. Jedem Kapitel ist statistisches Material in Zahlenreihen und in graphischer Darstellung beigefügt. Zugleich werden die Aufgaben und die Arbeitsmethoden des zentralen Planwirtschaftsamtes geschildert.

Die Wichtigkeit der Schrift Krischanowskis bedarf keines besonderen Hinweises, da infolge der Zentralisation der russischen Wirtschaft in der Hand des Staates die amtlichen Äußerungen über die Wirtschaftsentwicklung zum großen Teil unser einziges Material bilden. Als Ergänzung zu dem Bericht Krischanowskis sei auf die ebenfalls im Verlag für Literatur und Politik erschienene Schrift „Das Sowjetdorf in Zahlen und Diagrammen 1917—1927" hingewiesen. Eine systematische Untersuchung der russischen Planwirtschaft liegt vor in: Friedrich Pollock: „Die planwirtschaftlichen Versuche in Sowjetrußland (1917—1927)", Lpzg: Hirschfeld.

Nach marxistischer Anschauung bildet die Wirtschaft die Grundlage des gesamten kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Lebens. Die Entwicklung des bolschewistischen Rußland kann daher nur verstanden werden, wenn seine Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsentwicklung bekannt sind.

Die genannten Bücher sind daher bei entsprechendem Leserkreis auch in kleineren Büchereien einzustellen. Dr. E. Brandt, Opladen.

Dreiser, Theodore, Sowjetrußland. Deutsch von Richard Hoffmann. Berlin: Zsolnay 1929. 413 S. geh. 4.— RM.

Der auch bei uns durch seine Romane „Eine amerikanische Tragödie", „Jennie Gerhardt" und „Titan" bekannte amerikanische Schriftsteller Theodore Dreiser hat Ende 1927 eine Rußlandreise gemacht und seine Eindrücke in dem vorliegenden Buch mitgeteilt. Wir haben bereits eine ganze Reihe Reiseberichte ausländischer Literaten über Sowjetrußland aus allen Phasen seiner Entwicklung. Dreisers Buch ist der erste von einem bedeutenden amerikanischen Schriftsteller verfaßte Bericht, der in Deutschland erschien, und ist deshalb von besonderer Bedeutung.

Die Vereinigten Staaten von Amerika sind für die russische Regierung und für den fortschrittlich eingestellten Russen in wirtschaftlich-technischer Beziehung das große Vorbild. Diese Beobachtung betont Dreiser immer wieder und stellt zugleich fest, daß die konzentrierte wirtschaftliche Organi-

sation des vertrusteten Amerika dem russischen System des sowjetistischen „Übertrust-Staates" garnicht so unähnlich sei. Dreisers Optimismus hinsichtlich einer in absehbarer Zeit erfolgenden „Sowjetisierung" Amerikas ist allerdings unberechtigt. Dreiser verkennt die Widerstandskraft, die das privatwirtschaftlich kapitalistische System in den meisten Staaten der Welt durchaus noch besitzt. Dreiser ist der typische „sympathisierende" Intellektuelle, der die sozialen Forderungen und Maßnahmen der kommunistischen Regierung begeistert begrüßt, dem jedoch die Größe und Schärfe des revolutionären Klassenkampfes nicht voll zum Bewußtsein kommt. Die Begeisterung Dreisers wird nur gemindert durch ein dauerndes Gefühl der Unfreiheit, das durch den Terror und Zwang des kommunistischen Systems selbst bei ihm, dem frei sich bewegenden Ausländer, hervorgerufen wird. Der Individualismus des Amerikaners und des Intellektuellen kann sich nur schwer in den kollektivistischen Geist des Kommunistischen finden.

Diese Grundanschauungen vorausgesetzt, ist das Buch Dreisers klug und objektiv. Vor allem ist seine frisch zupackende Betrachtungsweise, die gerade die Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens beobachtet und in richtigen Zusammenhang mit dem politischen und sozialen System bringt, von Wert. Nicht Bücher mit theoretischen Auseinandersetzungen und geistreichen Formulierungen des bolschewistischen „Geistes", sondern solche realistischen Bücher über Sowjetrußland sind zu begrüßen und vor allem für die sozialistischen Kreise unserer V. B. einzustellen.

Dr. E. Brandt, Opladen.

c) PHILOSOPHIE, ERZIEHUNGS- UND WELTANSCHAUUNGSFRAGEN.

Bergson, Henri, Die seelische Energie. Jena: Diederichs 1928. 190 S. geh. 6.25 RM.

In zwei Bänden will Bergson gelegentliche Aufsätze und Vorträge zusammenfassen. Der erste behandelt den inhaltlichen Teil seiner Philosophie, der zweite die Methode. Der erste unter dem charakterisierenden Titel: „Die seelische Energie" liegt vor.

Wie schon aus dem Inhaltsverzeichnis ersehen werden kann: Bewußtsein und Leben / Leib und Seele / Hirn und Denken / fehlt es nicht an Wiederholungen. Andere Aufsätze sind psychologische Untersuchungen, für die ein weiterer Leserkreis nicht interessiert werden kann. Die Stellungnahme zum Okkultismus und die Traumuntersuchung sind das Bemerkenswerteste an dem Buch. Die Leib-Seele-Darstellungen, so bedeutend sie für ihre Zeit gewesen sein mögen, können uns nicht mehr genügen. Man kann nicht mit dem Beweis der Unabhängigkeit des Geistes von der Materie Gleiches für das Leib-Seele-Verhältnis dartun wollen.

An diesem Buch erscheint die kritische Begabung und der rechte Blick, weniger das System, als Bergson's Begabung. So sehr er sich als Metaphysiker gibt, wird man doch in erster Linie die Schärfe, nicht etwa die Tiefe seines Denkens gewahr. Eine Empfehlung für die Volksbücherei kann der Sammlung nicht mitgegeben werden, wenn auch alles gut geschrieben ist und der „Idealismus" manchen zur Anschaffung verleiten könnte.

Dr. W. Ropertz, Gladbach-Rheydt.

Wilhelm, Richard, Chinesische Philosophie. Ill. Breslau: Hirt 1929. 128 S. 3.50 RM. (Jedermanns Bücherei.)

Das vorliegende Buch Wilhelms gibt eine Zusammenstellung der philosophischen Richtungen und Schulen, die in der Geschichte Chinas bemerkenswert sind. Es wendet sich nicht an einfache Leser, nicht einmal an halbgebildete, da es Begriffe (prälogisch!) verwendet, die wenig im Umlauf sind. Wer alle wichtig gewordenen chinesischen Philosophen kennen lernen und bei jedem die Hauptlehren kurz vermerkt finden will, der mag das Büchlein begrüßen, zumal es auf Quellenstudium beruht. Wer aber weit gefaßte Darstellungen sucht, wird zu anderen Büchern greifen müssen.

Dr. W. Ropertz, Gladbach-Rheydt.

Lazarsfeld, Sofie, Technik der Erziehung. Ein Leitfaden für Eltern und Erzieher. Lpzg: Hirzel 1929. VIII, 344 S. geh. 12.—, geb. 13.50 RM.

23 Einzelarbeiten österreichischer Pädagogen und Ärzte, darunter mehrerer Frauen, sind von der Wiener Erziehungsberaterin Sofie Lazarsfeld zu einer „Technik der Erziehung" vereinigt worden, eingeleitet von der eigenen Arbeit: „Grundbegriffe der modernen Erziehung". Das Kind von seiner Geburt bis zum Eintritt in die Welt der Erwachsenen stufenweise begleitend, behandeln die Unterabteilungen: Säugling und Kleinkind — das Schulkind — Pubertät — also Themen aller Altersklassen. Alfred Adlers Individualpsychologie war bestimmend für die psychologische Einstellung. Das Buch zeigt nun, welche Erfolge die praktische Durchführung dieser Theorie erhoffen läßt. Die Trennung von Objekt und Subjekt der alten Pädagogik ist aufgehoben, statt dessen gelten Erzieher und Kind als gleichwertige Faktoren. Unterricht und Erziehung werden als eng zusammengehörige Gebiete behandelt. Die in dem Buche ausgesprochenen Erziehungsgrundsätze sehen als Endziel jeder Erziehung: von allen im Kind vorhandenen Fähigkeiten sind jene zu fördern, deren Entfaltung nötig ist für seine gesunde Entwicklung, die wieder gleichen Schritt geht mit seiner Einführung in die menschliche Gemeinschaft. Ein Literaturnachweis nennt 90 Werke zur Weiterbeschäftigung mit den angeregten Fragen. Ich nenne nur: Adler „Praxis und Theorie der Individualpsychologie", „Menschenkenntnis" und Wexbergs „Individualpsychologie".

Das Buch bringt allen Erziehungsberechtigten eine Fülle neuer Gedanken und gehört in jede größere Bücherei.

A. Thiemann, Düsseldorf.

Jones, E. Stanley, Der Christus der indischen Landstraße. Jesu Nachfolge in Indien. Deutsche Ausg. von P. Gäbler. 2. unveränd. Auflage. Bln: Furche-Verl. 1929. 176 S. br. 4.60, geb. 5.40.

Durch den Weltkrieg und die nachfolgenden Staatsumwälzungen hat Europa starke Einbuße an Achtung und Vertrauen beim kultivierten Asien erlitten. Zumal der religiös-ethische Inder — (Beispiel: Gandhi, Tagore, Pantrap) — sieht auf das Abendland mit Bedauern oder verächtlich herab, weil die christlichen Ideale vor der raubtierhaften Kriegspolitik zusammenbrachen und die Geistlichen als Staatsbeamte — entsprechend der jeweiligen Kriegslage — predigend ihre Völker aufeinanderhetzten oder sie mit Entsagungsphilosophie zu trösten suchten . . . . anstatt — wie Jesus

will — eine ethische Völkerversöhnung überpolitisch anzustreben. Da haben es nun die christlichen Missionare schwer, neues Vertrauen zu gewinnen. Für sie in erster Linie ist das Buch vom amerikanischen Kollegen verfaßt. Es gibt ihnen folgende praktische Wegweisung:

Mahatma Gandhi mit seiner christusähnlichen Lehre von der Gewaltlosigkeit und der All-Liebe soll noch mehr ins Christliche umgeformt und — wenn auch ungewollt — eine populäre Nachfolge Jesu in Indien (ohne diesen Namen jedoch) verbreiten. Auch er „nimmt die Sünden der Welt auf sich" und siegt durch selbstloses Leiden. Andererseits soll Jesus in national-indischem Gewand „auf die indische Landstraße" gestellt werden, jedoch frei von allen kirchlichen Systemen, die das Abendland um den „Auch-Asiaten-Jesus" im Laufe der Jahrhunderte europäisierend und mystifizierend aufgebaut hat. So kämen sich beide im indischen Bewußtsein recht nahe und Jesus, die größere Persönlichkeit, würde dann seinen Vermittler überstrahlen. Die Inder könnten — an Gandhi wachsend — wenigstens außerkirchliche Christen werden. Ob aber später die Kirche so groß, so weit, so christusähnlich sein wird, dieses überschüssige indische Christentum, das jetzt schon „die Fesseln der Kirche gesprengt hat" in sich aufzunehmen, ist dem Verfasser eine beängstigende Gewissensfrage, die er unbeantwortet läßt. Er glaubt sein Werk zu tun, wenn er Indien für Christus gewinnt, denn die allmenschliche Person Jesu — (also nicht als Parteigänger des englischen Imperiums, aber auch nicht als übermenschlicher Wundertäter und übernatürlicher Gottessohn) — ist für den religiös-ethischen Inder in ihrem edlen Vorbilde unwiderstehlich. So wird Christus von innen heraus die letzte Erfüllung indischen Geistes, indischer Mystik, indischer Realität, denn er lehrte seine hohe Lehre nicht wie ein Gesetzgeber, er lebte sie wie ein Gandhi. Er vereinigte, wie der Mahatma, allliebend in sich die ganze strebende Menschheit, während seine verschiedenen Kirchen sich in feindliche Lager spalten und damit sie und sich geistig-seelisch erniedrigen.

Das schon in 14 Sprachen übertragene und in der Orig.-Ausg. „in mehr als 300 000 Expl. verbreitete" Buch wird in seiner volkstümlichen Homiletik auch laienhaften Freunden religiöser Spannungen willkommen sein und kann sonst kirchenfernen, christlich interessierten Lesern die ethischen Probleme Jesu nahe bringen. Für die religiös Indifferenten kommt es nicht in Betracht. Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Bertram, Adolf, Kardinal, Im Geiste und Dienste der katholischen Aktion. Aus meinem Sinnen und Sorgen vom Wirken im Reiche des Königs Christus. Mch.: Kösel & Pustet 1929. 316 S. 7.— RM.

Das Wesen der „katholischen Aktion" ist nichts Neues. Ihr Ziel ist das des Katholizismus überhaupt. Unter der Parole „katholische Aktion" sollen katholische Geistigkeit und katholisches Ethos stärker und bewußter in alle Bezirke des individuellen und sozialen, des materiellen und geistigen Lebens hinausgetragen und in die Tat umgesetzt werden. Neu ist an der Bewegung der Weg, der zu diesem Ziel der Verlebendigung und stärkeren Aktivierung der Kräfte des Katholizismus führen soll. Diese Aktivierung soll auf einer noch zu schaffenden organisatorischen Grundlage erfolgen, die an bestehende kirchliche und Vereinsorganisationen sich anlehnt, jedoch über sie hinaus greift und sie selbst in die aktive Bewegung mit einbezieht. Neu

ist ferner, daß nicht allein der Klerus der Träger dieser Bewegung sein, sondern daß in ihr das gesamte katholische Volk sich betätigen soll. Jeder soll im individuellen Leben und im Umkreis seiner sozialen und allgemein menschlichen Pflichten, im Familienleben, in Ehe, Erziehung, in seiner Stellung zum allgemeinen Kulturleben, zum Bildungswesen, zur Mode, zu Schmutz und Schund usw. katholische Lebensgrundsätze verwirklichen.

Wie und in welchem Sinne im einzelnen die „katholische Aktion" auf allen Lebensgebieten wirksam werden soll, das legt die Schrift des Breslauer Kardinals dar, die als die bedeutsamste Veröffentlichung über das Programm der „katholischen Aktion", von einem päpstlichen Handschreiben begleitet, in die Welt hinausgeht. Das Buch ist in unseren Büchereien unter den Abhandlungen zum gleichen Thema für katholische Leser in erster Linie zu berücksichtigen. Dr. J. Peters, Düsseldorf.

d) LÄNDERKUNDLICHES.

Passarge, Siegfried, Die Landschaftsgürtel der Erde. Natur und Kultur. Ill. 2. durchgearb. u. erw. Aufl. Brelau: Hirt 1929. 144 S. geb. 3.50 RM. (Jedermanns Bücherei: Abtlg. Erdkunde.)

Ein zusammenfassender Überblick über die allgemeinen Landschaftstypen, die sich aus den Klimagürteln der Erde durch Zusammenspiel des natürlich Gegebenen und menschlicher Einwirkung entwickelten, wird verbunden mit einer Erörterung des Werdegangs der kulturellen Entwicklung, deren Abhängigkeit von der jeweiligen Landschaftsform gut herausgearbeitet ist. In flüssiger ansprechender Weise plaudert der Verfasser von den arktischen Kältewüsten und -steppen, den ozeanischen Regenwald-, den Monsunwald-, Nadelwald-, Mischwald-, Waldsteppen- und Steppenländern des Mittelgürtels, von den charakteristischen Landschaftsgestaltungen des heißen Gürtels. Er geht dann über zu den Stadtlandschaften innerhalb der verschiedenen Landschaftsgürtel. Er schildert anschaulich das Antlitz der Fabrikstädte West- und Mitteleuropas und Amerikas, der andersgearteten Städte Rußlands, des hohen Nordens, der Mittelmeerländer, des Orients, des fernen Ostens und endlich der Tropen. —

Zum Schluß wird dann an speziellen Problemen, z. B. an Hand der Frage nach den Bedingungen der Vorzugsgebiete, die den Ausgangspunkt imposanter Kulturentwicklungen gebildet haben, oder, um ein anderes Beispiel zu nennen, an Hand der Frage, warum die Maschinenkultur so spät und gerade in unseren Breiten entstanden ist, gezeigt, wie die vergleichende landschaftskundliche Betrachtungsweise zu den interessantesten und umfassendsten Problemen der Menschheit und ihrer Kunst hinleitet. —

Ein Schlagwortregister, ein Bilderanhang und eine Übersichtskarte über alle Landschaftsgürtel der Erde sind wirksame Hülfen des Verständnisses und der Benutzung. —

Das Büchlein ist jedermann zugänglich und dürfte dem geographisch interessierten Leser, der das von allem Nebensächlichen befreite landschaftliche Gesamtbild eines Landes zu erfassen sucht, willkommen sein.

Dr. P. Engels.

Holitscher, Arthur, Reisen. Potsdam: Kiepenheuer 1928. 297 S. 4.—, geb. 6.— RM.

Worte über die Wirkung des Reisens auf die Seele des Menschen leiten diese Fragmente ein, die als Ergänzung zu bereits erschienenen Büchern über größere Reisen des Verfassers nach den Vereinigten Staaten, Kanada, Sowjetrußland, Palästina und Ostasien zu betrachten sind. Der Verfasser, Sozialist und Pazifist, hält sich nicht bei der Beschreibung einer Landschaft auf. Sein Blick durchdringt die Erscheinungswelt und erfaßt in noch so flüchtiger Berührung das eigentliche Wesen von Volk und Land.

Schon auf dem Schiffe treibt ihn sein soziales Empfinden hinunter zu den Heizern, den Menschen, die in schwerer Pflichterfüllung ihr Leben in engem Raume fristen, um die Promenadendeckbewohner in Behaglichkeit ihrem Ziele zuzuführen. — In Genua veranlaßt der Besuch des Camposanto ihn zum Vergleich des Kunstempfindens der älteren Generation mit dem des modernen Menschen. — Welch ein Gegensatz von Natur und Menschen in Monte Carlo! Die Spielbank, vom Verfasser aus der Distanz betrachtet, erscheint ihm als ein Kunstwerk. Nirgends das Rätsel Mensch größer als hier. —

1920 Durchreise durch Thüringen. Holitscher kommt in enge Berührung mit der Wandervogelbewegung, mit Muck Lamberti und seiner Schar. Urteil: Hier, wie überall findet er Intolleranz, Mangel an Kraft zum tatsächlichen Handeln. — Besuch des Karlsbader Zionistenkongresses. Interessante Abhandlungen, die das Problem „Palästina" zum Gegenstand haben. Anschließend hieran stimmungsvoller Reisebericht Palästinas. — Dann gehts im Auto durch Südwesteuropa. Eindrücke über Italien, das unter der Diktatur Mussolinis steht, über Lourdes, den vielbesuchten Wallfahrtsort. — Schließlich über Sowjetrußland, das Land, dessen Volksseele der Verfasser am tiefsten versteht. Als Delegierter findet er mit Intellektuellen aller Länder überall Zutritt. Kongresse werden besucht, das Revolutionsfest gefeiert, soziale Einrichtungen, Gefängnisse usw. besichtigt. — Holitscher fühlt sich eins mit dem Volke, das sich sammelt zum Kampf gegen den imperialistischen Weltkapitalismus. Er verläßt dieses Land mit dem festen Glauben an den Aufstieg dieses Volkes und an den Sieg der Idee, die sich über die Welt verbreitet trotz Not, Lüge, Vernichtung.

Für Leser, deren Wünsche über den Rahmen abenteuerlicher Reisebeschreibungen hinaus die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme unserer Zeit verstehen wollen.

M. Lütkemeyer, Düsseldorf.

Schneider, Manfred, So reist man durch Dalmatien. Ein Buch der Führung und Vorbereitung. Ill. Stgt: Hädecke 1929. 82 S. 4.50 RM.

Mit diesem Büchlein will Manfred Schneider lediglich dem praktischen Gebrauch dienen und allen Reisenden durch Dalmatien Führer und Ratgeber sein. Auf wenigen Seiten ist alles Wesentliche klar und übersichtlich gesagt. Vorangestellt sind allgemeine Bemerkungen über Land und Leute, Pflanzen- und Tierwelt, Reisewege, Währungsfragen etc. Daran schließt sich eine eingehende Ausarbeitung der einzelnen Reisevorschläge und Reisewege und gleichzeitig damit eine Führung durch die verschiedenen Städte und Landschaften, immer mit Betonung des Besonderen und stets versehen mit praktischen Ratschlägen (Fahrt-Unterkunftsmöglichkeiten etc.)

Das mit guten Abbildungen ausgestattete Buch ist durchaus geeignet,

Reise-Führer zu sein und von der zu erwartenden Landschaft ein eindrucksvolles Bild zu verschaffen. Zur Ergänzung sei auf das Werk „Durch Dalmatien bis zu den schwarzen Bergen" (s. „Neue Bücher", Jg 6, H. 1/2) desselben Verfassers verwiesen, in dem die Schilderung der Reiseerlebnisse und Eindrücke im Vordergrund stehen und das daher in Büchereien wohl von allgemeinerem Interesse sein wird.

M. Schulz, Düsseldorf.

Angebauer, Karl, Die Farmer von Otjivanda. Ein Buch von Pionieren und Hinterwäldlern. Ill. Lpzg: Deutsche Buchwerkstätten 1929. 130 S. 3.50 RM.

Der Verfasser, bereits bekannt durch sein größeres Werk „Ovambo", das das gesamte Kolonialproblem von verschiedensten Gesichtspunkten aus beleuchtet, schildert in dem vorliegenden kleineren Büchlein in lose aneinander gereihten Skizzen, unter welchen Gefahren und Opfern an Gut und Blut unsere ältesten Kolonisten drüben in Deutsch-Südwest das Land in Besitz nahmen und kultivierten. Weit auseinander lagen die einzelnen schon vorhandenen Farmen; nur in mühsamen mehrtätigen Trecks konnten die Bewohner zueinander gelangen, sich gegenseitig Hilfe in Gefahr bringen oder ihre Erlebnisse bei einem „Kop Koffie" gemütlich und humorvoll austauschen. Die drastisch derbe Ausdrucksweise, ein Gemisch von Burisch und Deutsch, ist beibehalten. Die Gestalten sind in ihrer Urwüchsigkeit, in ihrer Liebe und Anhänglichkeit an die neu gewählte Heimat gut gezeichnet.

Das Werk eignet sich für die reifere Jugend und für den einfachen Leser. Es kann unbedenklich in jeder Volksbücherei eingestellt werden.

A. Walther, Düsseldorf.

Lubinski, Kurt, Hochzeitsreise nach Abessinien. Eine Expedition zu Zweien. Ill. Lpzg: Deutsche Buchwerkstätten 1929. 147 S. geb. 4.80 RM.

Herr und Frau Lubinski unternehmen unmittelbar vom Standesamte in Berlin-Wilmersdorf ihre Hochzeitsreise auf dem See- und Landwege nach Adis Abeba, der Hauptstadt der abessinischen Kaiserin Zauditu und des Regenten Ras Tafari. Sie verlebten ihre Flitterwochen in Sonnenglut und Wüstenstaub. Die junge Frau, mutig auf Kamelrücken reitend, feierte hier im fremden Lande ihren 21. Geburtstag, ihr Mündigwerden. Mit leicht ironischer Freude nahm das Paar am exotischen Volksleben teil, heiter die Sitten und Bräuche der Brahmanen beobachtend, die Buddhisten, Feuer anbetenden Zoroasten, Gott im Tier verehrenden Banjanen; die würdigen Araber mit grün gefärbten Bärten, Juden im roten Fez, Shias und die Flagellanten unter den Mohammedanern, die alle der Börsenkurs von Kaffee und Bananen auf den lauten Geschäftsstraßen brüderlich vereint. Alle Schwierigkeiten afrikanischen Lebens ertragen die Neuvermählten mit humorvollem Optimismus, und, heimgekehrt nach Berlin, schreibt der junge Ehemann ihre Erlebnisse in schöner Erinnerung nieder.

Diese Expedition ins exotische Afrika, ohne jeden wissenschaftlichen Anstrich, ganz im verklärten Glanz erfüllter Liebe hingeplaudert und dennoch ohne Übertreibung der Wirklichkeit, farbenfroh, gesund, ist allen Freunden von Reisebeschreibungen, auch Jugendlichen, zu empfehlen.

Gute Ausstattung: Schöner Druck, dickes Papier, das dem 147 Seiten starken Buche die Größe des üblichen Bibliotheksbandes gibt, 52 Originalaufnahmen des Verfassers, also dafür auch preiswert.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Rothe, Ernst H., Kulturwalze. Brasilianische Erlebnisse. Ill. Bln: Scherl 1928. 198 S. geb. 5.— RM.

Der Verfasser war jahrelang in Brasilien und schildert in allzu buntem Wechsel bald die vierhundertjährige brasilianische Geschichte von Vasco da Gama bis zur Gegenwart, bald die Entwicklung der deutschen Siedlungen seit 1824; bald das Ringen mit der Natur, bald den Kampf mit Diamanten- und Goldsuchern und rücksichtslosen Spekulanten. Bald erleben wir kleine Revolutionen, bald gefahrvolle Jagden und wilde Abenteuer. Vor allem aber will das Buch ein Auswandererbuch sein, das eingehend die Siedlungsmöglichkeiten für deutsche Auswanderer, die Vorteile, aber auch die dauernden Gefahren durch Mißernten und Revolutionen darstellt. Sachliche Schilderungen werden unterbrochen von sensationeller Abenteuerromantik, die sich dem Schund gängiger Indianerschmöker bedenklich nähert und zum Schluß gar mit dem sentimentalen Kitsch der üblichen Schmachtromane konkurrieren kann. Trotzdem das Buch für Auswanderungslustige manches Wissenswerte enthält, ist es als Ganzes für Volksbüchereien abzulehnen.

Dr. W. Winker, Düsseldorf.

Norden, Hermann, Persien, wie es ist und wie es war. Mit Karawane, Auto und Flugzeug durch Risas Königsreich. Ill. 1 Kt. Lpzg: Brockhaus 1929. 204 S. geh. 7.— RM.

Nordens früheres Reisewerk „Auf neuen Pfaden im Kongo. Quer durch das dunkelste Afrika" (s. „Neue Bücher", Jg 3, Nr. 4) wird in V.-B. viel begehrt, weil es ohne Einmischung unwahrscheinlicher Abenteuergeschichten sachlich belehrend, anschaulich und stellenweise sogar humorvoll geschrieben ist.

Die gleichen Vorzüge hat vorliegendes Buch. Nur verspricht sein (wahrscheinlich vom Verlag gemachter) weit umfassender Titel viel mehr, als die anspruchslose Art des Erzählers geben will. „Persien, wie es ist —" d. h. was Verfasser auf seiner Durchreise links und rechts vom Wege sah und hörte —, „und war", d. h. was dem Verfasser bei Ansicht des Cyrusgrabes, bei Besuch der Dichterstadt Schiras usw. von seinen Allgemeinkenntnissen wieder einfällt.

Persien, kulturell und wirtschaftlich heute ein abhängiger Pufferstaat, der zwischen englischen und russischen Interessen zerdrückt wird, bietet dem Reiseforscher viel kleine, reizvolle Einzelzüge des täglichen Lebens (Karawanenverkehr, Falkenjagd, gesetzliche Ehen auf kurze Fristen, religiöse Gegensätze, patriarchalische Familienverhältnisse, Lenindenkmal in Tiflis, Teppichwebereien in Lehmhäusern u. a.), aber ein großes „echt persisches" Gesamtbild gibt das Buch nicht. Es ernüchtert die gängige Romantik des Europäers, wenn er bei dem Worte „Persien" eine Fata Morgana von antiker Größe und orientalischer Märchenpracht zu schauen glaubt. Bei der geringen Auswahl von Persienbeschreibungen nach heutigem Zustande ist das Buch den V.-B. zu empfehlen. Auch für Jugendliche (Schüler).

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Mjöberg, Eric, Durch die Insel der Kopfjäger. Abenteuer im Inneren von Borneo. Ill. m. Kt. Lpzg: Brockhaus 1929. 331 S. geb. 8.— RM.

Der Verfasser schildert in lockerer Folge die Erlebnisse eines mehrjährigen Aufenthaltes auf Borneo. Er war in den Jahren 1919—1926 teils auf Sumatra in holländischen Diensten beschäftigt, teils war er in dem kleinen, unter englischem Protektorat stehenden Staat Sarawak als Leiter eines Museums tätig. Zur Erweiterung seiner Sammlung unternahm er viele Forschungsreisen in das Innere Borneos, durchquerte noch unbekannte Gebiete und bestieg als erster den bisher unbekannten Mount Tibang.

Anschaulich und mit schlichter, oft fast nüchterner Sachlichkeit schildert der Verfasser Natur und Menschen, die ihm begegnen. Einen breiten Platz nehmen botanische, überhaupt naturwissenschaftliche und völkerkundliche Betrachtungen ein, sodaß das Werk nicht so sehr für Jugendliche und stoffhungrige Leser in Betracht kommt als für ernsthaft Interessierte, die ihr Wissen bereichern wollen. — Die Erzählung rein menschlicher Konflikte in seinen Forschungsjahren, besonders in Sarawak, ist entgegen der sonstigen Sachlichkeit oft zu weit ausgesponnen — ein Umstand, der dem Buch einigen Abbruch tut. Im übrigen ein Reisewerk für alle Leserkreise.

E. Wienen, Düsseldorf.

Volz, Wilhelm, Im Dämmer des Rimba. Sumatras Urwald und Urmensch. 4. Aufl. Breslau: Hirt 1929. 111 S. geb. 4.— RM.

Obwohl das Buch bereits in 4. Auflage herausgebracht wird, ist es in Volksbüchereien immer noch nicht genügend beachtet. Deshalb sei es nocheinmal gewürdigt.

Der Urwald ist ein machtvolles Naturgeschehen, ein Gleichnis erbarmungslosen Kampfes ums Dasein. Uralte Baumriesen, von stachligen Rotangpalmen einander vergittert und mit Lianen verflochten, bis in die höchsten Wipfel von blühenden Schmarotzerpflanzen durchwirkt; hellschimmernde Stämme; dunkelgrüne, lederartige Blätter; trotz aller Formen und Farbenpracht im Einzelnen, trotz der herrlichsten Orchideen hier und da dennoch als Ganzes von graugrün dämmernder Eintönigkeit, siebzig bis achtzig Meter hoch ins heiße Licht strebend. — — Und in den hohen Zweigen wohnen herrschend die großen Menschenaffen; durch das niedere Dickicht schreitet, als König des Rimba, der goldglänzende Tiger, dem alles Lebendige furchtsam untertänig ausweicht, auch das kleine, scheue Waldvolk der Kubus, das noch im Holzzeitalter lebt.

In diesen Urwald dringt der Verfasser mit einigen Malaien als Träger und Ortskundige ein, um der Rimbaforschung neue Erkenntnisse zu vermitteln. Die malaischen Begleiter, einst von brahmanischer Lebensweisheit verinnerlicht, nun aber vom Islam, der willenlosen Ergebung ins Naturgeschehen, stumpf gemacht, tragen ein poesievolles Gefühlsleben voll indischen Kulturgeistes und ein geradezu stoisch-phlegmatisches Denken: Allah hat das alles so gegeben. Das ist nun einmal so. — Aber viel primitiver ist Lebens- und Denkart der flüchtigen Kubus, die ohne jegliches Stein- oder Metallwerkzeug im Urwald auf den Bäumen leben und ihr ganzes Dasein mit gefahrenvoller Nahrungssuche zubringen, nicht viel anders als die körperlich weit überlegenen Orang-Utans und Gibbon-Affen.

Das stimmungsvoll mit Kopfleisten (Urwaldbildern) geschmückte Buch, das ganz auf spannende Abenteuer verzichtet und in gehobener Sprache uns ein starkes Erleben des Urwalds vermittelt, ist besonders anspruchsvollen, naturliebenden Lesern zu empfehlen.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Stefansson, Vilhjalmur, Neuland im Norden. Deutsche Bearb. von Hermann Rüdiger. Ill. Leipzig: Brockhaus 1928. XII, 289 S. br. 6.50, geb. 8.— RM.

Der kanadische Polarforscher Stefansson, der als Anthropologe und Geograph lange Zeit das Polarleben studierte, tritt in diesem Buche als Vorkämpfer für die Erschließung und Besiedlung der nördlichen Zone auf. Die Entwicklungsmöglichkeiten der Arktis werden nüchtern, aber überzeugend dargelegt und alte Vorurteile sachlich bekämpft. Viehzucht, Ackerbau, Mineral- und Ölgewinnung, Fischfang und Jagd sind als Erwerbsquelle angegeben, ihre Rentabilität an bereits gemachten Versuchen nachgewiesen. Einen großen Teil des Werkes widmet der Verfasser den Verkehrsaussichten, sowohl innerhalb des Landes durch Motorschlitten, wie mit den übrigen Ländern, die als Absatzgebiet in Frage kommen, durch Luftschiffe. Hier behandelt er eingehend die bereits gemachten Versuche, die schon 1897 beginnen, aber erst durch Amundsens Flug im Jahre 1925 Bedeutung gewannen. — „Das Wesentliche für eine nutzbare Eroberung der Arktis", so schließt der Verfasser, „liegt darin, daß die Kolonisten nicht Gewohntes dort anwenden wollen, sondern die ganze Lebensweise aus den Verhältnissen heraus entwickeln."

Das anschaulich geschriebene, eine Fülle persönlicher Erfahrungen verwertende Buch ist für alle Leser von Büchern über fremde Länder ein Genuß; für Kolonisten und Auswanderungslustige ein starker Anreiz, ganz neu sich auftuende Möglichkeiten zu versuchen. Für alle Volksbüchereien.

Dr. W. Winker, Düsseldorf.

e) AUS TIER- UND PFLANZENLEBEN.

Dugmore, A. Radclyffe, Im Großwildparadies. Zwei Forscherfahrten im ostafrikanischen Hochland. Ill. Leipzig: Brockhaus 1929. 214 S. geb. 9.— RM.

Afrikas Tierwelt auf freier Wildbahn ist von B. Berg, Schillings, Heye u. a. schon gefilmt und beschrieben worden. Nicht als ästhetischer Tierfreund wie Berg, auch nicht als Abenteurer wie Heye, mehr verwandt mit Schillings, aber trocken wissenschaftlicher und bescheidener sucht der Engländer Dugmore bildsportbegeistert seine Freilichtbühne in der ehemaligen deutschen Kolonie Deutsch-Ostafrika ab.

Das „Großwildparadies" liegt im weiten Umkreis des Kilimandscharo (Tanganjika-Territorium und Kenialand). Der Verfasser durchstreift es mit „geladener" Kamera als Tierbeobachter und Bildjäger. Mit unendlicher Geduld und Liebe überwindet er die Schwierigkeiten, in ungewohntem Tropenklima, ständig behindert von fliegender oder krabbelnder Kleintierwelt, menschenscheues, flüchtiges Großwild „auf Filmschußweite" zu beschleichen oder im verdeckten Anstand stundenlang bewegungslos zu erlauern. Auf hundert Mißerfolge, wenn Großwild wirklich in aufnahme-

fähige Nähe kommt, gibt es durchschnittlich **ein** gutes Bild. Trotzdem gelingen dem Verfasser reizvolle Gruppen- und Einzelaufnahmen von Nilpferden, Nashörnern, Elefanten, Büffeln, Giraffen, Zebras inmitten typischer Landschaft. Nur Nahaufnahmen und (im Gegensatz zu Schillings) nur selbst gekurbelte Tagaufnahmen, also keine wie Fallen gelegte Selbstauslöser, die nur zufällige, ungerichtete Aufnahmen ermöglichen. Diese sorgfältig belichteten Filme werden der Nachwelt, wenn früher oder später die großen wilden Tiere durch den Menschen vollends verdrängt und ausgerottet sein werden, das Einzige sein, was ihr lebendige Kunde von ihnen geben kann, denn auch die künstlichen Tiergärten werden mangels urwüchsigen Nachschubs dann bald durch Inzucht ihre unersetzlichen Schaustücke verlieren.

Sehr belehrend sind des Verfassers technische Anweisungen zur Tierbildnerei und seine gelegentlichen kolonialwirtschaftlichen Winke für die jetzt englische Verwaltung des Landes. Auch die ehemalige deutsche Kolonialwirtschaftspolitik (1921 und 22) wird beurteilt: „Umbulu erwies sich als eine echte deutsche Anlage mit zinnengekrönter Festung, die wie eine Spielzeugburg aussah. . . . Überall in Afrika fallen einem die Unterschiede zwischen dem deutschen und dem englischen Brauch auf. An eine Festung denken wir ganz zuletzt, während sie bei den Deutschen allem anderen vorangeht. Sie scheinen stets auf Unruhen gefaßt zu sein. Wir sind dagegen unverbesserliche Zuversichtler, die das Beste hoffen und das Zurschautragen der Macht möglichst vermeiden."

Das Buch ist in V.-B. neben den oben erwähnten eine gute Ergänzung und wird durch seine phototechnischen Belehrungen über seinen Stoff hinaus auch solche Leser finden, die sonst keine „Tierbücher" entleihen. Auch für Jugendliche ist es geeignet.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

Sokolowsky, Alexander, **Erlebnisse mit wilden Tieren.** Mit Taf. Lpzg: Haberland 1928. 260 S. geb. 12.— RM.

Der Verfasser hatte als Assistent im Stellinger Tierpark hinreichend Gelegenheit, die Tiere in ihren Lebensgewohnheiten zu beobachten. Während er in seinem Buch: „Karl Hagenbeck und sein Werk" (s. „Neue Bücher", Jg 5, H. 6) in der Hauptsache die Anlage des großen Tierparks behandelt, sucht er hier die Psyche des Tieres in der Gefangenschaft zu erfassen. Nach einer Auseinandersetzung über den Begriff „wildes Tier" geht er dazu über, das Wesentliche aus seinen Erfahrungen mitzuteilen. Durch eine geschickte Verbindung von wissenschaftlich theoretischen Darstellungen mit Erzählungen selbsterlebter Begebenheiten meist heiterer Art bietet der Stoff eine abwechslungsreiche, interessante Lektüre, die, wie er selbst sagt, „den Leser zur eigenen Tierbeobachtung anregen soll."

Das mit guten Illustrationen reich ausgestattete Buch ist zur Anschaffung für alle Büchereien sehr zu empfehlen. Da es volkstümlich gehalten ist, kann es auch jüngeren Lesern in die Hand gegeben werden.

G. Schmitz, Düsseldorf.

Bose, Jagadis Chunder, **Die Pflanzenschrift und ihre Offenbarungen.** Übertr. von Karl Höfler. Ill. Zürich, Lpzg: Rotapfel-Verl. 1928. 271 S. 6.40, geb. 8.— RM.

Ein seltsam anregendes Buch! Der indische Verfasser, Direktor des Pflanzenphysiologischen Instituts in Kalkutta, hat in acht verschiedenen Werken die Resultate seiner Experimente niedergelegt, aus denen das Wesentlichste unter dem Titel „Plant Autographs and their Revelation" zusammengefaßt und jetzt in deutscher Übersetzung vorliegt. — Mittels unendlich feiner selbsterfundener Apparate, die im Stande sind, das Wachstum der Pflanze bis 100 Millionen mal zu vergrößern, entdeckt er das Pflanzenherz, das ähnlich dem tierischen Herzen Pulsation zeigt und den Saft in rhythmischer Form in den Rindenzellen empor treibt. Er gewinnt Einblick in die kleinste Lebenseinheit, in die Zelle, und verkündet ihren Pulsschlag. Er erlauscht, daß auch die Pflanze Schlaf, Wachstum und Tod kennt und weist nach, „daß Pflanze und Tier als vielförmige Einheit auf dem einen großen Ozean des Seins" zu betrachten sind. Er erkennt darüber hinaus, daß auch das Anorganische, die Metalle, auf Reize antworten. So sieht er die Schranken zwischen dem Lebendigen und Unlebendigen verschwinden und „ahnt den ungeheueren Pulsschlag, der, uns meist noch unerkannt, das ganze Universum durchdringt." Ganz neue Perspektiven werden da aufgerissen. Ausblicke auf neue Zusammenhänge und neue Möglichkeiten der Erkenntnis. Mag die kritisch nachprüfende Wissenschaft Einzelheiten als falsch erweisen — am Anfang hat immer die Tat des Entdeckers gestanden. Und weit über den Kreis der Gelehrten hinaus sieht die ganze Welt auf die Ergebnisse dieses großen indischen Gelehrten, der im Vorwort schreibt: „Ich will meinen Leser Schritt für Schritt mit mir führen und ihm zeigen, wie die Wunder des Lebens sich mir allmählich enthüllten, als ich mit künstlich verfeinerten Organen in das Reich des Unsichtbaren eindrang". — Das Buch gehört in jede Volksbücherei mit Lesern, die nach dem Sinne des Lebens forschen. Zum völligen Verständnis des Buches gehört eine gewisse Denkschulung; aber die wesentlichen Resultate werden auch von einfacheren Lesern verstanden.

Dr. W. Winker, Düsseldorf.

f) AUS VERSCHIEDENEN GEBIETEN.

Lachmann, Robert, Musik des Orients. Ill. Breslau: Hirt 1929. 136 S. 3.50 RM. (Jedermanns Bücherei. Abtlg.: Musik.)

Das Buch dient der Aufgabe, die Musik der orientalischen Völker in populärwissenschaftlicher Form zusammenfassend darzustellen und ihre für uns ungelösten Probleme sowie die Möglichkeiten ihrer Lösung dem Leser sinnfällig zu machen. — Nach einer allgemein orientierenden Einführung wird die Entwicklung der fremden Tonsysteme bis auf die einfachsten Formen zurück verfolgt, die Genesis der sogenannten Gebrauchsleitern, der Melodiengestalt, des Rhythmus, der Mehrstimmigkeit dargestellt, und immer wird gezeigt, wie die Bedingungen ihrer Entstehung vielfach in der materiellen Beschaffenheit der Instrumente einerseits oder der menschlichen Stimme andererseits zu suchen sind. Erst nach dieser systematischen Darlegung des ganzen Komplexes folgt die Darstellung der Musikpflege und Musikauffassung bei den einzelnen Völkern Ostasiens, im vorderen Orient, in Indien usw. Allenthalben wird die Gelegenheit zu aufschlußreichen Streiflichtern, die auf die okzidentale Musik fallen, fleißig genutzt, und im Schlußwort werden nochmals in reinlicher Scheidung die charakteristischen

Unterschiede von morgen- und abendländischer Tonkunst scharf herausgearbeitet.

Ein wohldurchdachtes Literaturverzeichnis regt zu weiterem Forschen an, eine vergleichende Zeittafel, zahlreiche Musikbeispiele und Bildtafeln fördern das Verständnis, und ein alphabetisches Schlagwortregister erleichtert das Aufsuchen von Einzelheiten.

Bei dem Mangel an allgemeinverständlichen Darstellungen der Materie ist die Anschaffung schon mittleren Büchereien zu empfehlen.

Dr. P. Engels, Düsseldorf.

Neundörfer, Ludwig, Wie wohnen? Lpzg: Langewiesche 1929. 48 S. 1.20 RM.

Ein kurzer, klarer Text gibt auf wenigen Seiten allgemeine Grundregeln, die jeder bei der Einrichtung seiner Wohnung beachten sollte und befolgen kann, auch der nicht neueinrichtet, sondern aus schon Vorhandenem sich eine dem Gegenwartsgeschmack angepaßte Wohnung anschaffen will. Gute Bildtafeln geben mannigfache Anregung und schulen den Blick durch Gegenüberstellung guter und schlechter Beispiele. Wertvoll ist die den Abbildungen beigefügte Kostenübersicht. Das preiswerte Heftchen gehört in die Volksbücherei und vor allem in die Hand des „einfachen" Lesers.

G. Braun, Düsseldorf.

Sohnrey, Heinrich, Bd 1. Die Sollinger. Volksbilder aus dem Sollinger Walde. Bd 2. Tchiff tchaff, toho. Gestalten, Sitten und Bräuche, Geschichten und Sagen aus dem Sollinger Walde. Ill. von A. Nolte. Bln: Dtsche Landbuchhandlung 1928. Jeder Bd. 6.— RM.

Wenn nächtlicher Weile im Wolkengewoge die wilde Jagd vom Hackelberge durch die Lüfte braust und ihr grausiges „Tchiff tchaff toho!" über den Solling hinjohlt, steht die ganze Bauernschaft in ihrem Seelenbann. Die Naturverbundenheit von Bauer, Boden und Heimatsagen bedingt einen Volksgeist, in dem noch germanische Vorstellungen lebendig sind und dem Forscher tiefe Einblicke in Vorzeiten ermöglichen. Sohnrey, der in seiner Zeitschrift „Das Land" unübersehbares Volksgut für vergleichende, deduktive Kulturforschung sammelte, gibt in vorliegenden gut geordneten 2 Bänden eine anschauliche Bauernkunde, die seine bekannten, in Volksbüchereien unentbehrlichen Romane soziologisch ergänzen. Ein besonderer Vorzug ist, daß Sohnrey nicht versucht, eine einheitliche Entwicklungsgeschichte der Sollinger Bauern zu konstruieren, sondern mosaikartig eine Tradition neben die andere, eine Anekdote neben die andere, ein Sprichwort neben das andere setzt, sodaß der kombinierende Leser Material aus erster Hand, aus dem Leben selbst vor sich hat. Dieses setzt aber einen geistig mitarbeitenden Leser mit guter Anschauungsgabe voraus.

Dr. F. Vogeler, Düsseldorf.

ALPHABETISCHES VERZEICHNIS

DER IN DIESEM HEFT BESPROCHENEN BÜCHER